Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Hochgebirge und Ocean.

Hochgebirge und Ocean.

Roman

von

August Niemann.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1893.

Erstes Kapitel.

Mr. Bayley in New-York.

Der elegante Dampfer der Packetfahrt-Gesellschaft durchschnitt die Fluthen der Elbe, und dem Lieutenant von Raben ward freier zu Muthe, als er sich wieder auf dem heimischen Elemente befand, das Stoßen der Maschine und das Rauschen des Wassers hörte und die mannigfachen Gerüche, mit dem Grundton des Theers versetzt, einathmete, welche dem Hamburger Hafen eigentümlich sind. Es that seinen Sinnen wohl, die bunte, reiche, bewegte Welt zu betrachten, welche ihn umgab. An zahllosen Schiffskolossen ging die Fahrt vorbei. Schwer lagen die dunkeln Massen auf dem Strom, und wie ein dichter Wald ohne Laubwerk ragten die Masten empor. Die Kauffahrer löschten ihre Fracht oder nahmen neue Fracht für ferne Welttheile ein, rege Hände waren zu Tausenden in Thätigkeit und ein schwarzes Menschengewimmel wogte hin und wieder zwischen Bord und Quai. Mit schwerem

Stöhnen bugsirte hier ein Schleppdampfer den vollgeladenen Dreimaster gegen die anströmende Fluth, dort zogen unter glänzend weißem Segelwerk wohl ein halbes Dutzend Schiffe, zu einer Flotille vereinigt, dem Hafen zu. Zwischen den großen Fahrzeugen tummelten sich mit leichter Beweglichkeit Boote aller Art: Kutter, Ewer und Jollen, theils von Wind und Fluth, theils von rudernden Fäusten getrieben, und vom Lande her grüßten den schnell hinausfahrenden Dampfer zum Abschiede die hochgelegenen hellen Häuser von Altona, und dann später die unzähligen freundlichen Villen am Ufer bis Blankenese hin und weiter hinaus.

Die Fahrt ging glücklich von statten. Der Dampfer bot mit seinen prächtigen Sälen und Kajüten den Passagieren einen ganz andern Comfort, als der Lieutenant ihn auf den Kriegsschiffen kennen gelernt hatte, und auch die Gesellschaft zeigte sich angenehm. Eine reizende Hamburger Dame mit schönen braunen Augen, die fast so hell blitzten wie die Boutons in ihren Ohrläppchen, zeigte sogar ein besonderes Interesse für den Offizier, der in den Kolonien verwundet worden war und eine so melancholische Miene hatte. Aber des Lieutenants Herz war zu sehr mit der versengenden Flamme von Amors Fackel in Berührung gekommen. Er scheute die Liebe und wich den Damen aus.

Im höchsten Maße erstaunt, nahezu verblüfft zeigte sich Xaver Thorbecker über die Einrichtung des Schiffes und er meinte, daß es doch im Paradiese selbst nicht

herrlicher sein könnte. Anstatt der Hunderte von Matrosen und Soldaten, welche sich mit Pökelfleisch, Erbsen, Bohnen und hartem Zwieback begnügen mußten, bevölkerten hier ebenso viele feine Herren und Damen das Fahrzeug und labten sich an saftigen Braten, frischen Gemüsen, Fischen und den feinsten Mehlspeisen, tranken Thee, und aßen Eier und Schinken dazu, schlürften Kaffee und Chokolade, französische und deutsche Weine. Lebendes Vieh und Geflügel wurde mitgeführt, um die Tafel zu versorgen. Und nicht in engen niedrigen Kajüten zusammengedrängt lebten sie, sondern es gab da einen Speisesaal, der eine cassettirte Decke, von zierlichen Eisensäulen getragen, hatte und schön getäfelt war. Darin standen drei Tafeln und an jeder Tafel sechsunddreißig bequeme Lehnstühle, in denen die verwöhnten Geschöpfe einer raffinirten Kultur saßen, wenn sie von feinem Porzellan mit silbernen Bestecken aßen. Dann gab es einen Konversationssaal, in welchem die schlanken weißen Finger der Damen sich auf den Tasten des Klaviers ergehen konnten und die von der Arbeit des Diners erschöpften Passagiere sich auf den üppigen Polstern des Divans dehnten. Außerdem noch andere kostbar ausgestattete Kajüten, von deren Nothwendigkeit und Existenz der harte Matrose und Holzknecht keine Ahnung gehabt hatte. Und nun gar das geheiligte Hinterdeck, Seiner Majestät Hinterdeck, das kein anderer Fuß, als der Dienstfuß betreten durfte, wo Niemand sitzen, Niemand rauchen durfte. Was war hier das Hinterdeck? Auf Bänken und kleinen tragbaren Sesseln saßen hier die

Herren und Damen höchst gemüthlich unter einem Leinenzelt, das sie vor der Sonne schützte, bildeten Gruppen und schwatzten und lachten, rauchten und tranken, kokettirten mit ihren Seekostümen, wickelten sich in schottische Plaids und streckten die Beine aus, wie es ihnen gefiel, gerade als ob der Begriff Hinterdeck nur eine Einbildung sei. Xaver gewöhnte sich allmählich, aber am ersten Tage schauderte ihn und er erwartete, plötzlich Kapitänlieutenant Sartorius mit einem eisernen Besen erscheinen und die ganze Gesellschaft in Mittelarrest fegen zu sehen.

Am elften Tage ward die Nähe von Sandy Hook verkündigt. Man fuhr in die große Wasserstraße ein, welche die gefährlichste Passage auf der ganzen Reise zwischen Europa und New-York bildet, und da Nebel auf dem Meere lag, tönte wieder und wieder der warnende, unheimlich klingende Ton der Sirene. Aber glücklich wand sich der Dampfer, langsam fahrend, durch die Menge der begegnenden Schiffe hindurch, und im Morgensonnenstrahle erschien die große Stadt, wunderbar herrlich an den schimmernden Wassern gelagert, und die Statue der Freiheit mit der hochgetragenen Leuchte, sowie die gewaltige Brücke über den East River, tauchten vor den Augen der Passagiere auf. Ganz wie in Gold gebadet erschienen der Ocean und die Küste, und in zarten blauen Tinten verschwammen im Hintergrunde die Bergeslinien.

Thorbecker stand neben seinem Offizier nahe dem Bugspriet und Beide weideten ihren Blick an dem schönen und großartigen Schauspiel, dann aber, als

die Ausschiffung vor sich ging, hielten sie sich nicht lange mehr bei Betrachtungen auf. Sie waren schon so manchem Hafen angelaufen und hatten so viele fremde Länder gesehen, daß New-York, obwohl es ihnen neu war, ihnen doch nichts Fremdes und Ueberraschendes bot. Sie suchten sich eine Unterkunft im Hotel, nahmen gemeinschaftlich ihr Mittagsessen ein, wobei sie über die Menge der aufgetragenen Speisen, sowie darüber lächelten, daß die Tischgesellschaft anstatt Bier oder Wein, Thee und Kaffee trank, und machten sich alsbald auf den Weg, um Madison Square und den Barrister aufzusuchen. Thorbecker hatte nicht mehr das Aussehen eines Burschen, Dieners oder Matrosen. Er war gleich seinem Herrn in Civil gekleidet und trug, wie auf der Ueberfahrt, einen in Hamburg verfertigten, schon etwas überseeisch aussehenden karrirten Anzug. Sie gingen zu Fuße freundschaftlich neben einander und amüsirten sich über das bunte Treiben in den Straßen, obgleich sie Beide gespannt und begierig waren, was sie wohl bei dem Rechtsanwalt des verstorbenen Franz Thorbecker erfahren würden. Die schlanke aristokratische Figur des Offiziers und der gewaltige Gliederbau des Matrosen erregten, wie die beiden Männer das Gewühl auf den Trottoirs durchschritten, manchen Blick der Neugierde und der Bewunderung aus schönen Augen.

Auf dem Madison Square kreuzten sich Wagen aller Art in großer Menge und bewegte sich eine Fülle von Menschen. Thorbeckers scharfer Blick entdeckte von der Allee aus, welche sich an der Südseite des

Platzes vorbeizieht, jenseits die gesuchte Hausnummer, und die beiden Männer überschritten den Platz in der Nähe des Obelisken und traten in ein röthliches Haus ein, welches mit seinen vier Stockwerken zwischen den höheren weißen Nachbarn nur niedrig aussah.

Das Herz klopfte den beiden Gefährten denn doch ein wenig, als sie nun die Bureaux des Rechtsanwalts betraten und von einem Clerk auf ihr Verlangen in das Zimmer des Chefs geführt wurden. Galt es doch jetzt eine Sache von nicht geringer Bedeutung zu erfahren.

Ein älterer Herr mit langem magerem Gesicht, welches nicht ganz unähnlich dem Gesichte eines Affen in seiner Häßlichkeit zwischen langen weißlichen Bartkotelettes hervorblickte, prüfte die Eintretenden mit forschendem Blicke seiner kleinen dunkeln Augen und redete sie alsdann in englischer Sprache an, so daß der gute Thorbecker, obwohl er auf der Reise bei seinem Offizier Sprachstudien getrieben hatte, kein Wort verstand.

„Wir haben hier einen Brief von Ihnen, Herr Bayley," sagte der Lieutenant. „Und hier sind unsere Legitimationspapiere. Dieser Herr hier, welchen ich begleite, weil er das Englische nicht versteht, ist der präsumtive Erbe, Herr Xaver Thorbecker."

Herr Bayley prüfte die Papiere, erkannte seinen Brief an, lud zum Niedersitzen ein und sagte alsdann: „Der Fall ist ein ganz besonderer, meine Herren, und ich muß Ihnen zur Aufklärung Einiges über die Verhält-

nisse meines verstorbenen Freundes, des Herrn Franz Thorbecker, mittheilen."

„Bitte, haben Sie nur die Güte," sagte der Lieutenant ihn unterbrechend, „nach jedem Ihrer Sätze eine kleine Pause zu machen, damit ich meinem Freunde übersetzen kann, was Sie mittheilen."

Der Advokat nahm einen Stoß Papiere aus einem Schubfache und begann:

„Als der junge Franz Thorbecker von Deutschland herüberkam, um hier ein reicher Mann zu werden, da war er völlig arm. Er besaß nichts als ungefähr vierhundert Dollars, doch glaubte er, wie er daheim gehört haben mochte, daß ein Mann mit vierhundert Dollars in Amerika sein Glück machen könne.

„Woher hatte der Vetter Franz so viel Geld?" fragte Xaver verwundert, als der Lieutenant ihm dies übersetzt hatte.

„Ein Landsmann hatte ihm das Geld geliehen."

„A Landsmann? Ich wüßt' mir kein Menschen z'denken, der selbiges Mal dem Vetter so viel Geld g'liehen hätt'."

„Auch hierüber kann ich Ihnen Aufschluß geben, denn es liegen mir Aufzeichnungen von Franz Thorbeckers eigener Hand vor," sagte der Advokat. „Ein Bauer, Namens Michel Gschwendtner, hatte ihm das Geld geliehen, tausend Gulden nach damaligem deutschen Gelde."

Der Lieutenant und sein Freund, denen der Name in der englischen Aussprache beinahe unverständlich geblieben war, die aber doch von dem Worte getroffen

worden waren, blickten in das Papier und sahen einander überrascht an.

„Der Gschwendtnerbauer?“ fragte Xaver ungläubig. „Dös kann i mir gar nit vorstellen. I hätt' g'meint, der Michel Gschwendtner lasset sich eher a Loch durch's Knie bohren, als daß er grad dem Vetter tausend Gulden gab.“

„Es hat Alles seine Gründe, und mein verstorbener Freund hat mir auch darüber Aufschluß gegeben,“ sagte der Advokat lächelnd. „Der reiche Bauer hatte ein Mädchen geheirathet, welches seine Liebe dem Thorbecker geschenkt hatte, und er borgte dem Armen das Geld, um diesen loszuwerden.“

„Aha,“ machte Lieutenant, und nachdenklich blickte Xaver vor sich hin.

„Franz Thorbecker also fuhr auf der Eisenbahn nach Chicago, als ihm gegenüber einige elegante Herren saßen, welche Karten spielten. Dieselben forderten ihn auf, mitzuspielen, aber Thorbecker lehnte es ab. Er hatte wohl früher schon Karten gespielt, aber er traute den fremden Spielern nicht, welche ihm unbekannt waren. Mein verstorbener Freund Thorbecker war grauhaarig geworden, ehe er es lernte, unser Nationalspiel Poker zu spielen, dann allerdings ist er ein Meister darin und für seine Kaltblütigkeit berühmt geworden. Er spielte Poker in seinen alten Tagen ebenso gut wie der General Schenck. Also, wie gesagt, die Herren, welche den jungen Thorbecker aufforderten, mit ihnen Euchre zu spielen, hatten damit kein Glück. Nach einiger Zeit jedoch gaben sie das Euchre auf,

und einer von ihnen sagte: „Ich dächte, wir sollten Monté spielen. Kennt ihr das Spiel? Natürlich kennt es ein jeder.“ „Nein,“ erwiderten seine Gefährten, „wir kennen Monté nicht.“ „Nichts einfacher als das,“ sagte der Erste, indem er mischte und dann drei Karten verdeckt hinlegte. „Eine davon ist der Jack. Rathet, welche.“ Einer der andern wollte gerade seinen Finger auf eine der drei Karten legen, als der Erste einfiel: „Halt, erst gewettet! Bei Monté muß gewettet werden. Sagen wir zwanzig Dollars!“ „Gut,“ entgegnete der Andere, „hier sind zwanzig Dollars, und dies ist der Jack.“ Die Karten wurden umgewandt, und richtig: der Jack war getroffen. Als dies Spiel so weiter ging, und der junge Thorbecker sah, mit welcher Leichtigkeit hier Geld gewonnen werden könne, dachte er, es sei ja viel angenehmer, hier auf der Reise durch Spiel als in Chicago durch Arbeit Geld zu machen. Er hatte bemerkt, daß auf der Karte, welche gewann, ein kleines schwarzes Fleckchen war, und hierauf bauend fing er an, sich am Spiel zu betheiligen. Er setzte zwanzig Dollars und gewann, setzte wieder und wieder und gewann. Das gefiel ihm. „Hören Sie,“ sagte er zu dem Bankier, kann ich nicht eine größere Summe wetten?“ „Gewiß,“ entgegnete dieser. „Gut, ich wette hundert Dollars.“ „Setzen Sie hundert,“ sagte der Bankier. „Es ist viel und ich bin beinahe fertig, aber das Glück kann sich wenden und ich möchte meinen Verlust gern wieder einbringen. Uebrigens sind Sie, hol mich der . . ., der geriebenste Spieler, dem ich in den Vereinigten Staaten noch begegnet bin.“ Der

junge Thorbecker setzte hundert Dollars und gewann. Er setzte wieder und verlor, gewann alsdann wieder und verlor hierauf. Er sah sich den schwarzen Fleck genau an, setzte hundertundfünfzig darauf und verlor. Nun hatte er nur noch seine anfänglichen vierhundert Dollars und beschloß, vorsichtig zu sein. Er bemerkte, daß auch eine zweite Karte einen schwarzen Fleck hatte, nicht so deutlich wie auf der ersten, er glaubte sich getäuscht zu haben und fuhr eifrig mit Wetten auf den deutlichen Fleck fort. So kam es, daß er gerade noch im Besitz von zwanzig Dollars war, als seine Mitspieler auf einer Station ausstiegen, indem sie sagten, daß sie gleich wiederkommen würden. Sie kamen aber nicht wieder und Thorbecker kam mit zwanzig Dollars in Chicago an. Aber er verlor den Kopf nicht. Er fing an als Lastträger im Dock zu arbeiten und ging dann als Arbeiter in eine Schweineschlächterei. Hier begegnete er dem Glücke und hielt es fest, wie er immer verstanden hat, das Glück festzuhalten. Er war ein ungewöhnlich gut und kräftig aussehender junger Mann, und die Tochter des Eigenthümers der Schlächterei verliebte sich in ihn. Dem Alten war die Sache erst nicht recht, aber er mußte schließlich nachgeben, und mein späterer Freund erhielt mit seiner Frau zugleich dreihunderttausend Dollars Mitgift, welche beim Tode des Alten auf das Doppelte anwuchsen. Hiermit hat er weiter spekulirt. Having made his pile, gab er die Schweineschlächterei auf und kam von Chicago nach New-York, um in Eisenbahnen zu spekuliren. Ich kann wohl sagen, meine Herren, mein verstorbener

Freund Mister Thorbecker war ein umsichtiger und dabei kühner Geschäftsmann. Es giebt Leute, welche viel über ihn gelästert und gesagt haben, er sei ein Gauner und Räuber, aber das sind diejenigen Leute gewesen, welche weniger als er vom Geschäft verstanden. Er hat mir oft gesagt, daß das Geld, welches er auf seiner Fahrt nach Chicago verloren habe, dasjenige Geld sei, welches er am besten angelegt habe, denn er habe Vorsicht für sein ganzes Leben dafür gekauft."

„Und wie ist es mit dem Testament?" fragte der Lieutenant, ungeduldig gemacht durch die lange Erzählung.

„Mit dem Testament verhält es sich folgendermaßen: mein Freund Thorbecker hatte an seiner Frau ein vortreffliches Weib, welches jedoch ihrem Stande und Charakter nach nicht befähigt war, dem Gatten in die höheren Gesellschaftskreise hinein zu folgen, denen er später seinem Vermögen nach angehörte, denn ihr Vater war ein Irländer mit viel Geschäftsverstand, aber ohne Bildung gewesen und die Tochter hatte ebenfalls nicht viel Bildung, wie das im Westen vorkommt. Sie blieb immer das Weib aus dem Volke und . . ."

„Verzeihen Sie, Mr. Bayley," sagte der Lieutenant. „Was Sie sagen, überrascht mich. Ist denn dies nicht das Land der Freiheit und Gleichheit? Sie reden von höheren Gesellschaftskreisen?"

Der Advokat lächelte. „Wir werden noch darauf zu sprechen kommen," sagte er. „Lassen Sie mich zu-

nächst nur meine Geschichte zu Ende bringen. Judith Thorbecker liebte ihren Mann, und er liebte sie, aber niemals hatte das Verhältnis zwischen Beiden zu den Annehmlichkeiten geführt, welches ein feinerer Lebensgenuß in den gebildeten Kreisen mit sich führt, und in der richtigen Erkenntniß, daß für ihre Tochter Viola eine feine Erziehung im elterlichen Hause nicht möglich sei, gaben sie das Mädchen in eine Pension zu Chicago, während sie selbst nach New-York zogen. Hier ist nun Judith Thorbecker vor zwei Jahren gestorben. Der Vater nahm die Tochter zu sich, welche inzwischen sechszehn Jahr alt geworden war, und erwartete, daß sie ihm ersetzen sollte, was er an Häuslichkeit verloren hatte. Indessen stellte sich nun wiederum ein Verhältniß ein, welches nicht recht passen wollte. War die Mutter zu ungebildet gewesen, so war die Tochter zu gebildet geworden, und es wollte keine rechte Herzlichkeit entstehen. Nicht daß ein übles Verhältniß geherrscht hätte. Im Gegentheil liebte Thorbecker seine Tochter, und sie ließ es auch nicht an kindlicher Ergebenheit fehlen. Aber der Unterschied zwischen dem self made man und der verwöhnten jungen Lady war doch hinsichtlich der beiderseitigen Geschmacksrichtung und der Lebensgewohnheiten sehr groß. In Folge aller dieser Erfahrungen machte mein Freund folgendes Testament, welches seiner Ansicht nach am Besten für seinen Namen, sein Vermögen und seine Tochter paßte. Er bestimmte, daß sein Neffe Xaver Thorbecker den größten Theil seines Vermögens erben solle, jedoch unter bestimmten Bedingungen.“

„Ah, endlich die Bedingungen!" rief der Lieutenant.

„Xaver Thorbecker soll ein ganzes Jahr lang in Begleitung und Gesellschaft seiner Cousine Viola leben. Wenn nach Ablauf dieser Zeit Viola Neigung zeigt, ihrem Vetter ihre Hand zu reichen, so sollen sich Beide vermählen, und Xaver erhält das Vermögen. Kommt es jedoch nicht zur Vermählung, so erhält Xaver nur eine Entschädigung für seine Reise, und Viola wird unumschränkte Herrin des ganzen väterlichen Erbes."

„Bevor ich dies meinem Freunde übersetze," sagte der Lieutenant, „möchte ich mir die Frage erlauben, Mr. Bayley, ob der verstorbene Herr Thorbecker auch bei völligem Verstande war, als er solche Verfügungen traf."

„Wieso?" fragte Mr. Bayley.

„Es kommt mir doch so vor, als ob das nicht anders hieße, als meinen Freund zum Narren zu halten. Er macht die weite Reise hierher, weil ihm mitgetheilt wird, er werde Millionen erben, und dann hört er, daß die Erbschaft von einer Heirath abhängt, welche sich aus zwei triftigen Gründen voraussichtlich zerschlagen wird. Erstlich kann er selbst keine Lust haben, Fräulein Viola zu ehelichen, zweitens kann die junge Dame einen Geschmack besitzen, der nicht auf den Vetter, sondern auf einen andern der zahlreichen heirathsfähigen Gentlemen der Vereinigten Staaten gerichtet ist. Und im letzteren Falle hat sie sogar den Vortheil, die fraglichen Millionen selbst zu erhalten."

„Mein verehrter Herr," entgegnete der Advokat, „was Sie da bemerken, hat seine unbestreitbare Richtig-

keit. Indessen muß ich betonen, daß mein verstorbener Freund sehr genau gewußt hat, was er that. Ich werde Ihnen seine Gründe darlegen. Herr Thorbecker besaß eine große Anhänglichkeit an seine Familie und seine Heimath. Sobald er Vermögen hatte, versäumte er es nicht, häufige und genaue Erkundigungen über seine Angehörigen in Deutschland einzuziehen, und er vernahm, daß sein Neffe Xaver ein tüchtiger, ausgezeichneter, junger Mann sei. Auf der andern Seite wünschte er erstlich, seiner Tochter Viola einen guten Gatten zu verschaffen, zweitens aber den Namen Thorbecker für das von ihm gesammelte Vermögen zu hinterlassen. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß Viola's Geschmack mit seinen Wünschen übereinstimmen werde."

„Da hätte er klüger gethan, seinen Neffen bei Lebzeiten kommen zu lassen."

„Er hatte diese Absicht," erwiderte der Advokat, „aber der Tod ist ihm zuvorgekommen. Und sehen Sie: mein verstorbener Freund hegte einen tiefen und wohlbegründeten Respekt vor Bildung und weltmännischer Erfahrung. Er hat geglaubt, seinen Neffen in eine gute Schule zu geben, indem er ihm die Verpflichtung auferlegte, seine Tochter ein Jahr lang zu begleiten. Er selbst gehörte zur shoddy aristocracy. Fräulein Viola ist, was wir hier zu Lande ein Western girl nennen."

„Unter einem Western girl ist wohl ein Mädchen zu verstehen, welches an den Segnungen der Kultur

noch nicht seinen völligen Antheil genommen hat?" fragte der Lieutenant.

„Das ist wohl zu scharf ausgedrückt, mein Herr. Ich sagte Ihnen schon, daß Miß Viola eine feine Lady sei. Aber ein Western girl hat nicht die Prätensionen und nicht den überfeinen Schliff der alten aristokratischen Familien aus den östlichen Staaten."

„Aristokratische Familien? Ich denke, hier im Lande der allgemeinen Gleichheit zu sein, wie ich vorhin schon bemerkte."

„Mein lieber Herr," entgegnete der Advokat, „wenn in Europa die Tochter eines Lord einen Kohlenträger oder der Sohn eines Herzogs die Tochter eines Ladenbesitzers heirathet, so kann dort eine solche Verbindung nicht schärfer beurtheilt werden, als wenn bei uns ein Mitglied einer der alten holländischen und englischen Familien in New-York, Philadelphia, Baltimore, oder gar in Boston eine Ehe mit einem Mädchen aus dem Westen schließt und sich mit der shoddy aristocracy verbindet."

„Hm!" machte der Lieutenant und dann wandte er sich zu Xaver Thorbecker, der mit großen Augen und offenbar etwas ungeduldig, dem langen Zwiegespräch zugehört hatte, von welchem er fast kein Wort verstand.

„Mein lieber Thorbecker," sagte er, die Sache wird verwickelt, und ich sehe ein, wie sehr Sie Recht hatten, als Sie von Anfang an mit einem bewundernswerthen Mißtrauen auf die lockende Erbschaft blickten. Aber deshalb brauchen Sie noch nicht alle Hoffnung aufzu-

geben. Alle Dinge haben zwei Seiten und deshalb kann man sie verschieden ansehen. Wenn ich bedenke, daß der alte Gschwendtner Ihnen die Toni nun doch einmal nicht geben will ....“

Ein Blitz leuchtete in Xavers Augen auf und veranlaßte den Offizier, sich selbst zu unterbrechen.

„Nämlich Folgendes ist die Absicht Ihres Vetters Franz: Er hat eine schöne Tochter hinterlassen und Sie sollen das Vermögen haben, wenn Sie diese heirathen, vorausgesetzt, daß ....“

„I heirath' sie nit,“ sagte Xaver kopfschüttelnd. „I bleib' meiner Toni treu und heirath' kein' Andere.“

„Alles recht schön,“ sagte Lieutenant von Raben. „Aber gesetzt, Sie wären gewiß, die Toni doch niemals zu bekommen — da würden Sie doch noch überlegen. Wer weiß, ob Ihre Base Viola nicht an sich schon ein Schatz ist, mehr werth, als das Vermögen, welches sie mit sich bringt.“

„Herr Lieutenant, dös thu i nit,“ sagte Xaver mit demselben unerschüttlichen Gleichmuth, den er schon früher bei interessanten, wichtigen und gefährlichen Ereignissen gezeigt hatte. „I brauch mir dös nit z'überlegen. Der Toni bleibe i treu, und wenn i die Toni nit bekomm, nehm' i überhaupt Keine.“

„Das konnte ich mir ungefähr schon denken,“ sagte der Lieutenant. „Es ist nur Schade, daß die Toni selbst und der dickköpfige Bauer nicht zugegen sind, um dies zu hören. Vielleicht würde dies doch selbst des alten Gschwendtner Herz rühren.“

„Lassen S' uns nit mehr davon reden, Herr

Lieutenant," sagte Xaver. „Wir wollen nach Haus' gehen und i werd' die Koffer packen, daß wir weiterreisen können."

„Oho," sagte der Lieutenant, „so schnell brauchen wir das denn doch nicht abzuwickeln. Wir können uns doch Ihre Base Viola erst einmal von Angesicht zu Angesicht anschauen."

„I brauch' die Bas' nit z' sehen, i will nix mit der Erbschaft z' thun haben."

„Mr. Bayley," sagte der Lieutenant, „haben Sie schon früher einmal oberbayerische Bauern und Holzknechte gesehen?"

„Ja," entgegnete der Advokat, „ich habe vor acht Tagen einen gesehen. Einen alten Bauern Namens Michel Gschwendtner."

„Michel Gschwendtner?" rief der Lieutenant. Er vergaß, dem Xaver den letzten Satz des Amerikaners zu übersetzen, aber das war auch nicht nothwendig. Xaver hatte den Namen verstanden und fragte ebenfalls, indem er in Gedanken an Toni erröthete: „Michel Gschwendtner?"

„Allerdings, meine Herren," antwortete der Advokat.

„Und wie kommt der hierher!"

„Mr. Gschwendtner kam zu mir, um eine Schuld zu reklamiren, welche er von den Erben meines verstorbenen Freundes einfordern will. Er muß von dem Testamente erfahren haben. Er ist eben derselbe Mann, von dem ich Ihnen vorhin mittheilte, daß er vor etwa zwanzig Jahren dem jungen Thorbecker die vierhundert

Dollars geliehen hat. Diese Summe klagt er jetzt mitsammt den Interessen ein. — Er ist ein zäher alter Bursche und versteht zu rechnen," fuhr der Advokat fort, während sowohl der Lieutenant als Xaver in stummer Verwunderung dasaßen. „Er producirt ein Dokument, nach welchem er dem Thorbecker die vierhundert Dollars, oder sagen wir besser tausend Gulden, zu sechs Prozent gegeben hat. Nun verlangt er sein Geld mit Zins und Zinseszins zurück, was die hübsche Summe von 5391 Mark ausmacht."

„Ich hatte doch verstanden," warf der Lieutenant ein, „daß der Gschwendtner seinen ärmeren Landsmann mit dem Gelde gewissermaßen abgekauft hätte."

„Ja, sehen Sie, das habe ich dem Mr. Gschwendtner auch gesagt, aber er behauptet davon nichts zu wissen. Ja, er äußerte sogar, als ich ihn auf die Niederzeichnungen des verstorbenen Thorbecker verwies, daß er froh sein würde, wenn er das Mädchen gar nicht bekommen hätte, denn in den zwanzig Jahren, welche er nun mit ihr verheirathet sei, hätte er viel Aerger mit ihr gehabt."

„Und ist Aussicht vorhanden, daß der Gschwendtner seine Forderung durchsetzt?" fragte der Lieutenant.

„Gar keine Aussicht, die Forderung ist lächerlich. Der alte hartnäckige Bauer hat aber einen Advokaten angenommen und besteht auf seinem eingebildeten Recht."

Der Lieutenant theilte seinem Gefährten den Inhalt dieser letzten Unterhaltung mit, und Xaver machte ein Gesicht, aus welchem seine Ansicht über des alten

Gschwendtner Vorgehen und Charakter ziemlich deutlich zu lesen war.

„Ja, Herr Lieutenant,“ sagte er dann, „da können wir ja nun wohl nach Hause gehen.

„Erlauben Sie, mein lieber Thorbecker, so schnell wollen wir uns nun doch nicht bei der Sache beruhigen. Wollen Sie denn die Ihnen bestimmte Braut, wenn Sie sie auch nicht heirathen wollen, nicht einmal ansehen? Bedenken Sie doch, daß das Mädchen nicht allein Ihre vom Vetter Franz Ihnen zugedachte Frau, sondern auch Ihre Base ist. Die Verwandtschaft sollten Sie doch hochhalten.“

Xaver schüttelte den Kopf. „Wenn i dran denk', was der Toni 's Liebste sein würde,“ entgegnete er, „so will i die Bas' gar nit sehen.“

„Mr. Bayley,“ fragte der Lieutenant, „wo wohnt Miß Viola? Ist sie in Chicago?“

„Sie wohnt hier in New-York, mein Herr. Sie wohnt mit einer älteren Dame zusammen, welche früher für Mr. Thorbecker die Wirthschaft geführt hat, am Broadway Nr. 27. Wenn die Herren morgen Mittag bei mir speisen wollen, werde ich mir die Ehre geben, Sie mit Miß Viola Thorbecker bekannt zu machen.“

„Thorbecker, hören Sie dies?“ fragte der Lieutenant. „Mr. Bayley will uns morgen Mittag mit Ihrer Base zusammen zum Essen laden.“

„Herr Lieutenant,“ erwiderte jener, „wenn 's so g'schehen könnt, wie i möcht, käm mir die Bas' gar nit vor d' Augen. Weil 's mein Bas' is, sähet i sie schon gern, aber weil sie das viele Geld hat, möcht i

sie nit sehen. Denn i denk' an die Bitt' im Vaterunser: Führe uns nicht in Versuchung."

„Dies ist einer der weisesten Männer, die je gelebt haben, Mr. Bayley", sagte der Lieutenant zu dem Advokaten. „Wir bedauern, Ihre freundliche Einladung nicht annehmen zu können, Mr. Bayley, denn mein Freund Thorbecker hat den Muth, vor gewissen Gefahren zu fliehen. Er liebt ein junges Mädchen seiner Heimath und will die reiche Base gar nicht kennen lernen."

Der Advokat richtete seine kleinen dunkeln Augen mit dem Ausdruck der Verwunderung auf die ehrlichen und männlich schönen Züge des jungen Mannes, gleich als sähe er hier eine ganz neue Erscheinung, und indem er dies Gesicht aufmerksam betrachtete, ging der Ausdruck des Erstaunens in die Miene der Sympathie über.

„So verzichten Sie also auf die Erbschaft und lehnen definitiv jedes Eingehen auf die Absichten und Wünsche Ihres verstorbenen Oheims ab?" fragte er,

Xaver Thorbecker bestätigte, und mit Hilfe des Lieutenants ward von dem Advokaten eine hierauf bezügliche Erklärung zu den Akten genommen. Dann schüttelten die Herren einander die Hände, und die beiden Seeleute gingen ihres Weges.

„Ja," sagte der Lieutenant, „da können wir ja nun die Koffer packen und uns auf den Weg nach Washington machen."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant," sagte der Matrose.

Zweites Kapitel.

Miß Viola Thorbecker.

Schon am folgenden Tage bestiegen die Reisegefährten den Zug, welcher sie nach der politischen Hauptstadt der Vereinigten Staaten führen sollte, und sie betrachteten zunächst mit Befriedigung die Bequemlichkeit, mit welcher die Waggons ausgestattet waren. Es gab hier keine zweite und dritte Klasse, sondern die Idee der Gleichheit, welche die Anschauungen der Bürger der großen Republik beherrscht, brachte es mit sich, daß nur eine einzige Wagenklasse eingeführt wurde. Lieutenant von Raben und Xaver Thorbecker setzten sich in zwei Fauteuils neben dem breiten Glasfenster des Salonwagens einander gegenüber und geriethen dann, als der Zug in Bewegung gekommen war, in einiges Erstaunen über die Schnelligkeit, mit welcher sie dahinsausten. Nach einer Viertelstunde bemächtigte sich ihrer sogar ein leichter Schwindel, indem sie, an europäische Züge gewöhnt, die in ungewohnter Hast vorbeifliegende Landschaft betrachteten und dabei das

eigenthümliche Gefühl eines so rapiden Fahrens in ihren Gliedern verspürten.

„Ich bin mit dem Blitzzug Cöln-Berlin gefahren, und er fährt nicht schlecht,“ sagte der Lieutenant. „Auch bin ich einmal in England mit dem Flying Scotchman gefahren, und das ist wohl der schnellste Zug in Europa. Aber mir däucht, daß das eine wahre Schneckenbewegung gegen diesen Zug gewesen ist.“

„Der Flying Scotchman macht sechzig Kilometer in der Stunde, dieser Zug macht hundert, mein Herr,“ sagte ein hagerer Herr in großkarrirtem Anzuge, welcher in der Nähe saß und ein in Schwarz und Gold gebundenes Buch in den Händen hielt.

„Ah, ein Landsmann!“ sagte der Lieutenant. „Sehr erfreut.“

„Bitte, Freude ist auf meiner Seite,“ entgegnete der Herr.

„Ist das ein Coursbuch, welches Sie da haben?“ fragte der Lieutenant. „Dann würde ich bitten, es mir einen Augenblick zu leihen.“

„Es ist ein Gebetbuch,“ antwortete der hagere Herr, indem er ein Auge zukniff und mit dem andern den Lieutenant verschmitzt anblickte.

„Ah, ein Gebetbuch!“

„Ja,“ sagte jener, und zugleich machte er sich mit dem Buche zu schaffen und reichte es dann dem Lieutenant hin, welcher bemerkte, daß dasselbe auf der einen Seite so etwas wie einen kurzen Flaschenhals hatte, aus welchem ein aromatischer Duft hervorquoll.

„Probiren Sie," sagte der Eigenthümer des Buches. „Echter Whisky."

„Und warum haben Sie den edlen Stoff in solcher Umhüllung?"

„Hat alles seine Gründe, mein Herr. Ich bin ein Deutscher, und wir Deutschen können uns nicht recht an das Temperenzwesen gewöhnen. Aber meine Stellung bringt es mit sich, daß ich das nicht merken lasse. Ich sehe, Sie sind ein Fremder, mein Herr. Es wird Ihnen noch manches sonderbar vorkommen in diesem Lande. Besonders in Bezug auf die Getränke. Es giebt hier ganze Staaten, in denen Sie keinen Tropfen Spirituosen bekommen, wenn Sie nicht ortskundig sind."

„Wenn ich fragen darf, mein Herr, welche Stellung nehmen Sie denn ein?" fragte Lieutenant von Raben.

„Ich bin Redakteur, Redakteur einer Geisterzeitung." entgegnete der Herr in dem großkarrirten Anzuge.

„Einer Geisterzeitung? Wieso?" fragte der Lieutenant.

„Einer Zeitung, welche direkte Zusendungen von Geistern bekommt. Auch nehmen wir Zuschriften auf, welche an Geister gerichtet sind."

„Diese Sache kommt mir etwas neu vor. Ich muß gestehen, daß ich kein Wort von dem verstehe, was Sie die Güte haben mir mitzutheilen."

Der Andere lächelte freundlich und setzte dem Fremden auseinander, daß Amerika auch auf dem Gebiete des Ueberirdischen vor Europa um vieles voraus sei. Er erklärte das Wesen des Spiritismus in Ame-

rika und behauptete, daß mindestens vier Millionen Interessenten und Abonnenten für spiritistische Blätter in den Vereinigten Staaten existirten.

Die Reisenden lernten dies und noch manches Andere auf ihrer Fahrt, und dann langten sie wohlbehalten in Washington an. Dort nahmen sie Quartier, und Lieutenant von Raben meldete sich sobald als möglich bei dem Gesandten des Deutschen Reiches, welcher nunmehr sein nächster Vorgesetzter war. Pflichtmäßige Beschäftigungen und die Vorstellung des Marine-Attachés bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten im Weißen Hause nahmen die nächste Zeit in Anspruch, und Lieutenant von Raben fing an, sein leidendes Herz etwas zu beruhigen, obwohl er noch immer mit tiefem Schmerz an Helenens Treulosigkeit denken mußte. Zuweilen betrachtete er seinen treuen Begleiter, der unverdrossen die Rolle eines Bedienten bei ihm spielte und an die verlorenen Millionen gar nicht zu denken schien, mit Bewunderung.

„Wissen Sie, lieber Thorbecker," sagte er ihm eines Morgens, als derselbe mit dem Rock auf dem Arme eintrat, „wissen Sie, daß wir unsere Angelegenheiten in New-York im Grunde ein bischen schnell abgewickelt haben?"

Thorbecker lächelte und legte den Rock an den bestimmten Platz nieder.

„Jawohl, ein bischen sehr schnell," fuhr der Lieutenant fort. Man hätte doch erst einmal hören können, wie und wann und wo. Ihre schöne Base haben wir gar nicht zu Gesichte bekommen und . . ."

„Wissen Herr Lieutenant, daß die Bas' schön is?" fragte Thorbecker.

„Nun, ich denke mir das, und wirklich, ich hätte sie gern gesehen. Aber Sie waren ja so eilig wie der Zug, mit dem wir hierher gekommen sind. Sie konnten ja gar nicht schnell genug auf die große Erbschaft verzichten."

„Es is besser so, Herr Lieutenant."

„Das fragt sich, mein Freund. Ob wir klug oder dumm gehandelt haben, sehen wir gemeiniglich erst, wenn es zu spät ist. Hätten wir doch wenigstens den alten Gschwendtner in New-York zu Gesicht bekommen! Wenn der Mann ein Herz hat, muß es ihn doch rühren, wie treu Sie an der Toni hangen."

„Dafür schreibt mir der Gschwendtnerbauer nix z' gut," sagte Thorbecker.

In diesem Augenblicke meldete sich der Briefträger und überreichte ein zierliches parfümirtes Billet für Herrn Xaver Thorbecker. Dieser drehte es hin und her und schien nicht recht zu wissen, was er damit thun solle.

„Sieh, sieh," sagte der Lieutenant. „Correspondenzen mit Damen! Denn das elegante Ding stammt doch nicht von Männerhand!"

„I möcht halt schon den Herrn Lieutenant bitten, selbiges für mi z' lesen, denn es is englisch," sagte Xaver, der inzwischen geöffnet hatte.

„Zeigen Sie her," entgegnete der Lieutenant. „Also folgendes steht hier: Mein lieber Vetter, es würde mich sehr interessiren, einen Mann kennen zu lernen, der sich

so wenig schmeichelhaft gegen mich benommen hat und dabei auch noch mein nächster Verwandter ist. Wie sehr mir daran liegt, können Sie daraus erkennen, daß ich die Reise von New-York nach Washington hinter Ihnen her gemacht habe. Ich erwarte Sie in meinem Hotel, wo ich von elf Uhr an für Sie zu sprechen bin. Ihre Cousine Viola Thorbecker."

„Diese Dame ist für Sie von einer unverdienten Güte, mein lieber Freund," sagte der Lieutenant, nachdem er den Brief verlesen hatte.

„Aber i kann doch nit zu ihr gehen!" entgegnete Xaver in Verwirrung.

„Und warum nicht? Sie müssen gehen!"

„Aber wann i nit amal mit ihr reden kann?"

„Sie wird wohl etwas Deutsch verstehen."

„Mir wär's am liebsten, wenn der Herr Lieutenant so gut sein wollten für mi z' gehen und der Bas' Alles zu expliciren."

„Fällt mir nicht ein. Sie gehen selbst. Aber halt, das ist ja der einfachste Ausweg. Wir gehen zusammen, und ich bin der Dolmetscher, wie beim Advokaten."

„Und wenn der Herr Lieutenant sich nun doch amal die Mühe geben wollen, hinz'gehen — wär's da nit besser, daß i z' Hause bliebet? Herr Lieutenant werden ihr das Nothwendige schon sagen."

„Mein lieber Thorbecker, man soll die Ungezogenheit auch nicht zu weit treiben — ganz abgesehen von von der Verwandtenliebe. Ihre Base macht Ihretwegen die Reise, und dann wollen Sie nicht einmal zu ihrem Hotel gehen."

Xaver kratzte sich hinter dem Ohr. „S'is mir nur wegen dem Testament und dem Heirathen," sagte er.

„Na, nur keine Sorgen! So schnell wird die Base Sie wohl nicht am Kopfe kriegen!"

Thorbecker ergab sich, obwohl er große Scheu empfand, einer jungen Dame einen Besuch zu machen und in derselben seine Base anzuerkennen, welche er von Rechtswegen hätte heirathen sollen. —

Lieutenant von Raben in Civilkleidung amerikanischen Schnitts und Thorbecker gar stattlich in seiner Matrosenuniform traten zur bestimmten Zeit bei Miß Viola Thorbecker ein. Die junge Dame empfing sie in einem höchst eleganten Salon und kam ihnen mit gemessener Höflichkeit entgegen, indem sie durch ihr Benehmen ihre Ueberraschung zu erkennen gab, daß zwei Besucher anstatt des einen Erwarteten sich einstellten.

Viola war eine junge Dame, deren Erscheinung die Bewunderung des Lieutenants hervorrief, obwohl sein Herz durch seine unglückliche Liebe zu Helene gegen jeden neuen Liebesreiz gefeit war. Was Xaver anbetraf, so sah er die Base mit dem kritischen Blicke des Bergbewohners an, welcher in seinem Dirndl das unerreichbare Ideal verehrt. Viola war noch in Trauer um ihren verstorbenen Vater, und das Schwarz kleidete sie bei ihrem blonden Haar und dem der amerikanischen Schönheit eigenthümlichen feinen Teint vorzüglich gut. Einem Engländer oder Bostonier möchte sie als das Western girl dadurch aufgefallen sein, daß sie mehrere Ringe mit ungewöhnlich großen Brillanten trug und daß auch an ihrer Uhrkette von Jet ein Solitär hing,

welcher wie eine kleine Sonne leuchtete. Keinem einsichtigen Beobachter hätte sich jedoch die Wahrheit entziehen können, daß Viola ein Mädchen von vollendetem gesellschaftlichen Auftreten und dabei eine Schönheit ersten Ranges war. Die Mischung von bayerischem und irischem Blut hatte sich in ihr prächtig bewährt, und namentlich gaben die vom Vater ererbten dunkelblauen Augen mit den langen schwarzen Wimpern im Gegensatze zu dem lichtblonden Haar ihrem Aussehen einen ganz besonderen Reiz.

Sie hörte es ruhig an, als Lieutenant von Raben ihr erklärte, warum er mitgekommen sei, und maß dabei ihren Vetter Xaver mit einem langen Blicke, der zuletzt in ein gutmüthiges Lächeln auslief.

„Also heirathen willst Du mi nit," sagte sie darauf in deutscher Sprache mit einem oberbayerischen Accent, welcher um so komischer klang, als ihr Deutsch selbst sehr stark nach amerikanischem Englisch schmeckte.

„Aber Basl, wann Du deutsch sprichst, warum dann die vielen Umständ'?" fragte Xaver.

„Was für Umständ'?" fragte sie dagegen. „Meinst damit, daß Du herüber kommst nach New-York, aber nit zu mir, sondern sprichst mit Mr. Bayley und reisest fort nach Washington, so daß i hinter Dir her reisen muß, um Dir zu sagen, was Du für a großer Grobian bist? Meinst, wann Du in New-York mi besuchst hätt'st, würd' i Di gleich festg'halten und zum Altar g'schleppt haben?"

Xaver war sehr roth geworden und rieb in Verlegenheit seine nervigen Hände, der Lieutenant von

Raben, obwohl er stets in tiefer Betrübniß wegen des Verlustes seiner Helene war, konnte nicht umhin, zu lachen, da diese Sprache im Munde einer so schönen und eleganten Dame ihm höchst originell erschien.

„Woast Du, Basl, weil i doch nun amal bereits die Toni lieb' hab," sagte Xaver, „weshalb ...."

„So? Und g'dacht hast, Du seiest ein so schöner und irresistible Bua, daß i Di hätt' der Toni abspenstig machen woll'n. Aber Du wußtest halt ja noch gar nit, ob i Di nehmen wollt'. I guess, wann wir a Jahr hätten zusammen reisen müssen, hätt' i Di längst satt bekommen mit Deinen tölpischen Manieren!"

„Na, woast Basl, halt Frieden, sonst lauf i davon," sagte Xaver. „I woaß ja doch, daß Du nur G'spaß treiben willst mit mir. Wie könnt'st denn Du mit Deinem vornehmen Gethu so an einfachen Buabn wie mi heirathen! Dös war gar nit g'scheidt ausdacht vom Vetter Franz! — Tröst ihn Gott!"

„Er hat Di halt nit kennt, der selige Vater," versetzte Viola. „Er hat von Dir erfahr'n, Du seiest a hübscher großer Bua, und da hat er gedacht, Du seiest ebenso g'scheidt, wie Du hübsch und groß bist. Aber sei nur ganz ruhig, i bin nit deshalb kommen, daß i Di verfolgen wollt'. I weiß ja, Du liebst die Toni, die viel hübscher und besser ist als i. Nun will i Deinem Glück nit im Wege sein, Gott b'hüt mi. Im Gegentheil will i Alles thun, was Dir dazu verhelfen kann, daß Du die Toni bekommst."

„Ach, Basl, wenn Du das könnt'st!" sagte Xaver erleichtert. „Du bist a prächtig's Madel. Wahrhaftig,

i will Dir nit schmeicheln, dös kann i nit, aber schön bist Du und i seh', daß Du auch a gut's Herz hast. Aber mit der Toni —!"

„I weiß, ihr Vater will's nit. Aber der Gschwendtnerbauer ist in New-York und hat einen Prozeß gegen mi ang'strengt. Sag mir, Xaver, ist der Gschwendtnerbauer reich? Damals, als er meinem Vater das Geld geborgt hat, ist er ja wohl vermögend gewesen, aber jetzt, nun er daher kommt, um einer so unsichern Forderung wegen, denk i, er möcht' wohl inzwischen verarmt sein."

„Entschuldigen Sie, Miß," sagte der Lieutenant, indem er das Gespräch unterbrach, „ich habe mir erlaubt uneingeladen mitzukommen, weil ich als Dolmetscher fungiren wollte, aber nun ich sehe, daß Sie sich mit Ihrem Vetter auch ohne mich vortrefflich verständigen.."

„O bitte, bleiben Sie, mein Herr," entgegnete Viola in englischer Sprache. „Ich will Ihnen gestehen, daß mir die Zunge schon zum Zerbrechen angestrengt ist von dieser harten Sprache. Wir werden noch englisch zusammen reden."

Lieutenant von Raben verneigte sich dankend und behielt seinen Platz.

„Verarmt?" entgegnete Xaver nun auf die Frage seiner Cousine. „Der Gschwendtnerbauer is steinreich, aber darum möcht' er grad' noch mehr haben, verstehst mi, Bas'l, die reichen Leute sind a mal so."

„Nun, Vetter Xaver, dann mach i die G'schicht so,"

sagte Viola. „I werd dem Gschwendtnerbauer das Geld zahl'n lassen, das er von mir verlangt und auf Rechtswegen nimmermehr bekommen kann. Aber die Bedingung stell i, das er Dir die Toni zur Frau giebt. — Na, was machst für a dumm's G'sicht dazu!"

Der Xaver machte in der That ein Gesicht, das, wenn es auch nicht gerade dumm genannt werden konnte, so doch ziemlich unverständlich, weil sehr verschiedener Auslegungen fähig war. Man konnte daraus freudige Ueberraschung lesen, aber man konnte daraus auch entnehmen, daß der Xaver an der Willfährigkeit des Gschwendtnerbauern zweifle, oder gar selbst nicht einverstanden sei mit einer solchen geschäftlichen Abmachung in einer Herzensangelegenheit.

„Wir werden ja sehen," erwiderte er langsam, und das war Alles, was er für den Augenblick über die Sache äußerte.

Die schöne und elegante Cousine war sichtlich ergötzt über das Wesen des neu entdeckten Vetters. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß dieser ein wunderhübscher Mann sei, mit dessen athletischer Figur und prächtigem Antlitz sich so leicht keiner der Gentlemen in den Vereinigten Staaten messen konnte, die ihr bis jetzt den Hof gemacht hatten. Auch das treuherzige und dabei wohlüberlegte Benehmen des Xaver gefiel ihr sehr gut, und sie vermochte, wenn ihm auch der Schliff der gesellschaftlichen Manieren fehlte, doch nichts eigentlich Bäuerisches oder Tölpelhaftes an ihm zu entdecken. Der Xaver benahm sich wie ein Mann, welchem einer-

seits ein vorzügliches Ebenmaß des Körperbaues, andererseits die angeborene anständige, ja ritterliche Gesinnung über die Klippen hinweghelfen, welche sein niedriger Stand ihm in den Weg legen, und er zeigte in seiner Person als schlagendes Beispiel, daß mit den von der Natur gütig verliehenen Vorzügen nichts Angelerntes sich vergleichen kann.

„Die Herren werden mir das Vergnügen machen, das Luncheon mit mir zu nehmen," sagte Miß Viola. Sie bediente sich jetzt wieder des Englischen, und der Lieutenant bemerkte, daß sie dasselbe lieber sprach, als ihr väterliches Bayrisch. Offenbar fühlte sie sich unsicher auf dem Gebiete des Hochdeutschen, so daß sie es vorzog, mit dem Herrn aus Berlin sich auf Deutsch gar nicht einzulassen. Die Einladung wurde angenommen, und die junge Dame führte ihre Gäste in das anstoßende Zimmer, wo eine ältere Dame als Mrs. Hurley, Gesellschafterin der Erbin, mit den Herren bekannt gemacht wurde. Diese ältere Dame, deren Züge schon etwas verwittert aussahen, sprach nur Englisch und zwar in einer sehr westlichen Weise, wie sogar dem deutschen Offizier bemerklich wurde.

Zwei Neger mit weißen Westen und Kravatten bedienten, und das Frühstück war mit seinen heißen Cakes, vorzüglichen Austern und Hummern und geeisten Getränken echt amerikanisch und sehr elegant. Die Damen tranken nur Eiswasser, doch nahm Viola keinen Anstoß daran, daß Lieutenant von Raben Champagner trank, und es belustigte sie offenbar, daß

Xaver ein Wasserglas voll des stärksten Sherry hinuntergoß, ohne eine Miene zu verziehen, dagegen von den Austern nichts wissen wollte.

„Hast Du nicht ein Bild von der Toni?“ fragte sie ihn.

„Na, dös hab' i nit,“ entgegnete er.

„Schade. Nun, wenn i jetzt zurückreis' nach New-York, fahrst Du mit mir, und dann reden wir mit dem Vater Gschwendtner.“

„I kann nit mitreisen, Bas', i bin im Dienst.“

„Du hast nix z' reden, i nehm' Di mit. Nicht wahr, Mr. Raben, er kann doch mit mir reisen!“

„Ich werde ihm mit Vergnügen Urlaub geben,“ sagte der Lieutenant.

Die junge Dame schien sich über das Verhältniß zwischen dem Offizier und dem Matrosen zu wundern und nicht recht zu begreifen, wie es komme, daß ihr Vetter der Erlaubniß bedürfe, mit ihr zu reisen. Sie blickte von dem Einen zum Andern, sagte aber nichts. Xaver dagegen sprach seine Bedenken aus, ob eine Unterredung mit dem alten Gschwendtner den gewünschten Erfolg haben würde. Er schien keine Lust zu haben, von der Erlaubniß seines Herrn Gebrauch zu machen, und Viola beharrte nicht auf ihrem Plane. Das Gespräch lenkte sich auf andere Gegenstände und ward der Hauptsache nach englisch zwischen dem Lieutenant und der jungen Dame geführt.

Als dieser sich endlich erhob, da er glaubte, daß es Zeit sei, sich zu empfehlen, forderte sie ihn

auf, recht bald mit ihrem Vetter wiederzukommen. Sie sei nur des Vetters wegen nach Washington gereist, sagte sie, und deshalb wolle sie auch die Zeit ihrer Abwesenheit recht benutzen.

In Folge dieser Aeußerung ward eine Spazierfahrt auf den Abend verabredet.

Drittes Kapitel.

Der Marine-Attaché.

Als Lieutenant von Raben in seine Wohnung zurückkehrte, fand er ein Billet des Gesandten vor, durch welches er aufgefordert wurde, zu seinem Vorgesetzten zu kommen. Er ging sogleich hin, und der Gesandte sagte ihm: „Herr von Raben, ich habe Depeschen aus Berlin erhalten, in denen sich auch eine auf Sie bezügliche Ordre findet. Man wünscht in der Admiralität, daß der Marine-Attaché sich nicht am Orte der Gesandtschaft selbst, sondern dort befindet, wo sich ihm die beste Gelegenheit bietet, die Fortschritte im Seewesen der Vereinigten Staaten zu beobachten. Sie wissen, Herr von Raben, daß unsere Regierung mit höchstem Interesse alle Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen verfolgt, welche sich auf maritimem Gebiete bei dieser höchst thatkräftigen und an genialen Ingenieuren so reichen Republik vollziehen. Wenn auch Amerika eine eigentliche Kriegsflotte großen Styls

nicht besitzt, sondern ein System befolgt, welches sich von dem der europäischen Mächte unterscheidet, so sind die Fortschritte im Maschinenbau und dem ganzen technischen Gebiete hier doch so bemerkenswerth, daß man in der Admiralität glaubt, auch für unsere Kriegsmarine aus den Beobachtungen Nutzen ziehen zu können, welche ein intelligenter Marine-Attaché hier machen wird. Es ist meine Ansicht, Herr von Raben, daß Sie gut thun werden, zunächst nach New-York zu reisen und alsdann nach Ihrem eigenen Ermessen diejenigen Häfen und Werften zu besuchen, welche Sie für hervorragend bedeutend und lehrreich halten.

„Ich werde mich bemühen, Excellenz, diesen Weisungen nachzukommen und durch meine Berichte die Zufriedenheit der Kaiserlichen Admiralität zu erwerben," entgegnete der Lieutenant.

„Gut, hier haben Sie diesbezügliche Instruktion aus Berlin selbst," sagte der Gesandte. „Hinsichtlich des Zeitpunktes Ihrer Abreise bestimmen Sie wohl nach Ihrem Ermessen. Ich möchte Sie nicht überstürzen, Herr von Raben. Sie sind kaum hier angekommen und es wäre mir ganz recht, wenn Sie die Soirée beim Präsidenten noch mitmachen wollten."

Lieutenant von Raben machte seine Verbeugung und ging mit seiner Instruktion in der Tasche nach Hause, wo Xaver mit gewohnter Ruhe die Nachricht entgegennahm, daß man binnen kurzem die Reise nach New-York zurück machen werde. Mit offenbarer Freude aber schien Viola die Nachricht zu hören, als der Lieutenant sie ihr mittheilte. Sie hatte einen Wagen

bestellt, mit welchem die kleine Gesellschaft vom Hotel aus ihre Spazierfahrt machte, und als man zur Stunde des Diners zurückkehrte, ließ die junge Dame ihre Begleiter nicht wieder fort, sondern behielt sie zum Diner bei sich.

War es ihr verwandtschaftliches Gefühl? Gefiel ihr der Vetter so gut, daß sie sich nicht wieder von ihm trennen mochte? Dachte sie etwa daran, trotz alledem die Testamentsbestimmung ihres Vaters durchzuführen? Wollte sie den Xaver der Toni abspenstig machen? Gab sie sich wenigstens dem Gedanken hin, daß Xaver, falls er von der Unerreichbarkeit seiner Geliebten völlig überzeugt sei, endlich doch zu dem klugen Entschluß gelangen würde, des Vetters Franz Pläne in Erfüllung zu bringen?

Das waren Fragen, über welche Lieutenant von Raben nachdachte, während er Viola gegenübersaß und Muße hatte, in ihre dunkelblauen Augen zu sehen. Ungefährlich für ihn: er dachte an Helene von Plassen mit Liebe und Haß zugleich, sein Herz war ein ausgebrannter Krater, über ihn konnten die schönsten Erbinnen keine Macht gewinnen — so dachte, so empfand der Lieutenant von Raben.

„Das ist mir wirklich sehr angenehm," sagte Miß Viola Thorbecker, als sie die Nachricht empfing. „Ich freue mich, Mr. Raben, daß Sie mit meinem Vetter nach New-York kommen werden. Denn ich bin Xaver wirklich gut. Sie werden mich viel in meiner Wohnung am Broadway besuchen."

„Sehr gern," entgegnete der Lieutenant. „Ich

danke Ihnen für Ihre freundliche Einladung, Miß Thorbecker."

„Und wir werden mit dem Mr. Gschwendtner reden," fuhr die junge Dame fort. „Es würde mich wirklich glücklich machen, wenn ich ihn bestimmen könnte, dem Xaver seine Toni zu geben. Ist nicht treue Liebe das Kostbarste, was es auf Erden giebt?"

„Es ist entschieden das Kostbarste, darum ist es auch wohl das Seltenste. Ich stimme Ihnen vollständig bei, Miß Thorbecker," versetzte er mit einem tiefen Seufzer.

„Weil es das Seltenste, darum ist es das Kostbarste," bemerkte sie dagegen. „Sehen Sie diese schwarze Perle, Mr. Raben. Sie ist von einer vollkommenen Rundung, wie man sie äußerst selten findet. Darum ist sie so kostbar, aber sie ist nicht selten weil sie kostbar ist."

„Sie besitzen eine scharfe Dialektik, Miß Thorbecker," entgegnete er, indem er die Perle an der jungen Dame Armband bewunderte. „Aber ich will Ihnen gestehen, daß ich nicht viel von Perlen verstehe. Ich bin aus einer Familie, in welcher es viele Offiziere und Beamte gegeben hat, aber keine Perlen und Diamanten."

„Sie sind aus Preußen, Mr. Raben; das muß ein merkwürdiges Land sein," sagte sie.

„Warum merkwürdig?"

„Alle Leute bei uns bewundern Preußen, weil es, wie sie sagen, klein und arm war und in kurzer Zeit so groß und mächtig geworden ist, daß es ganz Europa beherrscht."

„Sehr wahr, Miß Thorbecker. Das Genie eines großen Staatsmannes und die Tüchtigkeit des streng erzogenen Volkes haben das vollbracht. Bei uns zu Hause bewundern wir Amerika, Miß. Denn es ist ein Reich, wo die Freiheit nicht zur Anarchie, sondern zur großartigsten Friedensarbeit geführt hat.“

„Ich möchte wohl Preußen sehen,“ versetzte sie. „Ganz Europa möchte ich sehen. Das müssen dort seltsame und interessante Dinge sein. Ich war noch niemals drüben.“

„Sie haben noch Zeit vor sich, Miß.“

„Ja, ich will Europa sehen. Wenn Mr. Gschwendtner seine Einwilligung gegeben haben wird, will ich mit dem Xaver hinüberfahren und bei seiner Hochzeit sein. Haben Sie auch eine Liebe in Preußen, Mr. Raben?“

„O mein Gott, Miß Thorbecker, Sie berühren den wunden Punkt meines Herzens. Ich habe ein trauriges Schicksal erlebt. Ich wollte eine junge Dame heirathen, aber konnte es nicht, weil wir kein Geld hatten.“

„Schrecklich,“ sagte Viola, indem sie die Hände mit einer Gebärde der Sympathie faltete. „Aber warum haben Sie nicht Geld gemacht, so daß Sie die junge Dame heirathen konnten?“

„Das geht bei uns nicht so leicht, Miß Thorbecker. Ein Offizier kann bei uns kein Geld machen. Er hat seine Gage und damit basta.

„Bei uns ist das auch so, Mr. Raben, aber ein Offizier, der Geld braucht um zu heirathen, verläßt

den Dienst und macht Geschäfte. Ich glaube, Sie werden die junge Dame wohl nicht so sehr geliebt haben, sonst hätten Sie das gethan. Ich vermuthe, Sie liebten den Seedienst mehr."

„Die Verhältnisse sind bei uns nicht so einfach, Miß. Ein Mann kann in Deutschland nicht so leicht seinen Stand und Beruf verlassen, um Geschäfte zu machen. Das ist Alles hübsch fest eingetheilt."

„Ist es wie in Indien, wo es Kasten giebt?"

„Nicht ganz so, aber ähnlich. Und dann ist in Europa auch nicht so viel Raum wie in Amerika. Bei uns giebt es so viele Menschen, daß man kaum seine Ellenbogen rühren kann."

Die junge Dame schüttelte den Kopf. „Ich möchte ein so merkwürdiges Land gern sehen," sagte sie. „Ich habe lange schon den Wunsch gehabt, weil ich gern die berühmten Gemäldegalerien und die Marmorstatuen in Paris und Rom und Florenz sehen wollte. Auch Monte Carlo soll sehr interessant sein, obwohl dort nicht so hohes Spiel gespielt wird wie in Saratoga."

„Ich bin weder in Monte Carlo noch in Saratoga bekannt," sagte der Lieutenant. „Aber ich denke, es müßten sich in Europa noch manche andere interessante Dinge finden."

„Meine Freunde und Freundinnen sind immer nach Paris und Monte Carlo gegangen, haben im Frühjahr einen Abstecher nach Rom gemacht und auf dem Rückwege London besucht. Aber ich werde auch Preußen besuchen, wenn Sie die Güte haben wollen, Mr. Raben, mir aufzuschreiben, was es dort wirklich Hübsches giebt."

Bei diesen Worten überreichte ihm die junge Dame ein kleines Notizbuch und einen goldenen Stift. Das Notizbuch bestand aus sechs Elfenbeinplättchen, deren Format dergestalt war, daß sie in einem Damen-Portemonaie oder einer Tasche für Visitenkarten Platz fanden.

„Sehr gern," sagte der Lieutenant ganz ernsthaft. „Wenn Sie von Paris kommen, fahren Sie nach Köln und sehen den Kölner Dom. Den notire ich zuerst."

„Gut, Mr. Raben."

„Dann fahren Sie nach Berlin, und dort suchen Sie den Fürsten Bismarck zu Gesicht zu bekommen."

„Ah, sehr gut, Mr. Raben! Ich werde versuchen, ihn zu sehen."

„Alsdann Museum und Nationalgalerie."

„Gut, Mr. Raben."

„Alsdann fahren Sie nach Dresden, das aber schon in Sachsen liegt. Und dort sehen Sie die Galerie mit der Madonna von Rafael."

„Danke, Mr. Raben."

„Hierauf können Sie nach Wien fahren, das aber nicht mehr in Preußen liegt, und von dort gehen Sie nach Italien."

„O, ich bin Ihnen sehr dankbar, Mr. Raben," sagte die junge Dame und steckte ihr Notizbuch wieder ein. „Ich denke, ich werde eine bessere Kenntniß von Europa erlangen, als alle meine Freundinnen."

Viertes Kapitel.

Bauern im Salon.

Die Soirée beim Präsidenten bot dem deutschen Offizier gute Gelegenheit, die gediegene Eleganz amerikanischer Feste und einen Reichthum häuslicher Einrichtung kennen zu lernen, wie er ihn in Europa niemals gesehen hatte. Zu gleicher Zeit konnte er die Liebenswürdigkeit und bürgerliche Einfachheit im Benehmen der hohen Wirthe bewundern. Er hatte die Ehre, vom Präsidenten angeredet und in einer Unterhaltung, welche fast zehn Minuten lang dauerte, freundliche und anerkennende Worte des Staatsoberhauptes über das deutsche Reich und die guten Beziehungen desselben zu den Vereinigten Staaten, sowie das staunenswerthe Anwachsen und die Tüchtigkeit der deutschen Flotte zu hören. Seine Mittheilung, daß er in den nächsten Tagen Washington verlassen und an den amerikanischen Seeplätzen die Fortschritte amerikan'schen Marinewesens studiren werde, wurde gut

aufgenommen, und der Präsident gab ihm selbst einige beachtenswerthe Winke hinsichtlich seiner Aufgabe.

Sehr zufrieden verließ Lieutenant von Raben das Weiße Haus und beschäftigte sich in den nächsten Tagen mit den Vorbereitungen für seine fernere Reise, namentlich mit dem Ankauf von wissenschaftlichen Werken, welche ihm für seine Besuche auf den Werften von Nutzen sein konnten. Doch versäumte er darüber auch nicht, Miß Viola Thorbecker einen großen Theil seiner Zeit zu widmen. Die junge Dame schien zu erwarten, daß nicht nur ihr Vetter, sondern auch der Lieutenant sich dankbar dafür erwiesen, daß sie nach Washington gekommen war, und sie nahm es gut auf, wenn der Letztere ihr auf Ausfahrten wie in ihrer Hotelwohnung Berichte über europäische Verhältnisse abstattete. In Deutschland würde der Lieutenant wohl Bedenken getragen haben, mit seinem Diener, obwohl derselbe mehr sein Freund geworden war, sich gewissermaßen auf gleichen gesellschaftlichen Fuß zu stellen, aber hier im Lande der bürgerlichen Gleichheit, und wo die junge Dame offenbar kaum einen socialen Unterschied zwischen ihm und ihrem Vetter wahrnahm, ließ er sich das um so eher gefallen, als Thorbecker sich mit angebornem Takt bescheidentlich zurückhielt. Es gewährte dem Lieutenant eine angenehme Unterhaltung in seinen oft trüben Stunden, mit der amerikanischen Erbin zu plaudern, und ihre frische natürliche Art der Rede, ihr Benehmen, welches sich durch seine Zwanglosigkeit von demjenigen der ihm bekannten Damen in Europa sehr unterschied, hatte viel An-

ziehendes für ihn. Er fühlte sich in einer neuen Welt, die Originalität der schönen Viola ließ ihn erst recht fühlen, wie sehr sich Amerika von Europa unterscheidet, und es war ihm eine Erfrischung, von der alten Welt nichts mehr wahrzunehmen. Er war daheim gar zu schlecht gefahren.

Vier Tage nach der Soirée fuhr die ganze Gesellschaft von Washington ab, um nach New-York zurückzukehren, und mit frischem Muthe sah Lieutenant von Raben, Miß Viola gegenübersitzend, in die Zukunft hinein. Die Fahrt gab Mrs. Hurley Gelegenheit, von Eisenbahnen und Eisenbahn-Spekulationen zu sprechen, worin sie als frühere Gesellschafterin des verstorbenen Franz Thorbecker Erfahrung hatte. Sie rühmte dessen Klugheit und erzählte verschiedene Geschichten von seinen glücklichen Unternehmungen.

„Sein größter Schlag war der mit der mexikanischen Grenzbahn," sagte sie. „Mr. Thorbecker hatte sich mit einem Ingenieur verbündet, der sehr geschickt war in der Konstruktion von Eisenbahnen auf dem Papier, und der es auch verstand, die Zeitungsredakteure für seine Pläne zu interessiren. Mr. Thorbecker hatte mit ihm eine Verbindungslinie geplant, welche von Brownsville nach Smithville führen sollte. Der Vortheil sollte eine nähere Verbindung zwischen einem mexikanischen Distrikte mit einem unserer Staaten sein. In den Zeitungen erschienen lange Artikel über die mexikanische Grenzbahn, und an einem bestimmten Tage wurde sowohl in Brownsville als in Smithville der Bau angefangen. An dem einen Ende leitete Mr. Thor-

becker selbst, an dem anderen Ende leitete der Ingenieur die Feier, indem die erste Schiene gelegt wurde. Die Zeitungen brachten Beschreibungen davon und eine Abbildung der beiden Nägel, welche zuerst in die Schiene geschlagen worden waren. Es waren silberne, vergoldete Nägel von je zehn Unzen Gewicht. Acht Monate später verkündeten die Zeitungen, daß eine bedeutende Strecke der mexikanischen Grenzbahn für den Verkehr bereit sei. Ein prachtvoller Salonwagen ging von Brownsville ab und langte auf der Station Johnstown, etwa halbwegs der ganzen Linie an. Wie er dahin gekommen ist, das ist bis heute ein Räthsel. Aber er kam hin und die Zeitungen berichteten voller Schwung darüber. Es wurden topographische Karten verkauft, auf denen die mexikanische Grenzbahn roth eingezeichnet war, und es wurde ausgeschrieben, daß Personenbillets um die Hälfte billiger gegeben werden sollten, als auf der bisher billigsten Bahn der Vereinigten Staaten, während der Tarif für Frachten sich verhältnißmäßig noch billiger stellen sollte. In Wall Street fing man an, von der mexikanischen Grenzbahn zu sprechen und Geschäfte darin zu machen. Obwohl noch keine Aktien ausgegeben waren, wurden doch schon Papiere gehandelt, welche ein Anrecht auf die demnächst auszugebenden Aktien verliehen. Das Publikum fing an, sich für die Bahn zu interessiren und es wurden große Aufträge zum Ankauf der Papiere ertheilt. Da wurden die betheiligten Gesellschaften aufmerksam. Der neue Konkurrent erschien den Direktionen der übrigen Bahnen bedenklich. Sie

bildeten ein Syndikat und dieses trat mit Mr. Thorbecker wegen des Kaufs der mexikanischen Grenzbahn in Verbindung. Nach längeren Verhandlungen ging Mr. Thorbecker darauf ein, dem Syndikat seine Bahn und zugleich das Recht auf Nebenlinien und Weiterführung derselben, sowie sämmtliche Subskriptionen auf demnächstige Prioritäten und Stammaktien zu verkaufen. Das Syndikat zahlte dafür drei Millionen Dollars. Hiervon behielt Mr. Thorbecker zwei Millionen und gab die dritte dem Ingenieur. Das Syndikat aber erhielt erstens einen prachtvollen, fast noch neuen Salonwagen, zweitens eine Mappe voll Entwürfe und Zeichnungen für die mexikanische Grenzbahn, drittens die beiden vergoldeten Silbernägel, welche aus den Schienen wieder entfernt worden waren, gleich nachdem man sie eingeschlagen hatte, und viertens das Recht, die Bahn auf eigene Kosten zu vollenden. Die Bahn war erst etwa zwei Meilen lang, an den beiden Endstationen, und Subskriptionen fanden sich gar nicht vor. Das war Mr. Thorbeckers größter Schlag, und er erregte die Bewunderung aller Geschäftsleute, welche den Zusammenhang kennen lernten. Aber freilich, der arme Mr. Thorbecker hatte graues Haar dabei bekommen.

Mrs. Hurley sprach nur Englisch, und so hatte Xaver nichts von der Erzählung verstanden. Dieselbe würde wahrscheinlicher Weise seine Achtung vor dem Vetter Franz nicht erhöht haben, denn er war von einer so einfachen Rechtlichkeit, daß ihm die etwas verwickelten Rechtsbegriffe derjenigen Geschäftsleute,

die Mr. Thorbecker bewundert hatten, nicht eingeleuchtet haben würden. Auch Lieutenant von Raben, obwohl mit der Welt besser bekannt, hegte seine Zweifel, ob ein solcher Erwerb von Reichthum nach europäischen Anschauungen zu billigen sei. Näheres Nachdenken brachte ihn jedoch zu dem Schlusse, daß doch wohl Leute, die reich werden wollen, in Europa eben so wenig wie in Amerika umhin können, ihre Intelligenz zum Nachtheil der weniger smart veranlagten Mitmenschen zu gebrauchen.

Bei ihrer Ankunft in New-York, wo der Wagen der amerikanischen Erbin mit einem schwarzen Kutscher und schwarzen Bedienten auf dem Bahnhofe warteten, lud Miß Viola ihre Begleiter ein, vorläufig Quartier in ihrem Hause zu nehmen. Lieutenant von Raben nahm jedoch dieses Anerbieten nicht an, da er sich keine Verpflichtungen auferlegen lassen wollte, und ging mit Xaver wieder in das Hôtel, wo er früher gewohnt hatte. Am andern Tage jedoch machte er Besuch in der Thorbecker'schen Wohnung am Broadway und hatte Gelegenheit, im Hause der jungen Dame zu erkennen, was amerikanischer Comfort in reichen Privathäusern bedeuten will. Er kannte England, dessen Comfort sprichwörtlich ist auf dem Continent, aber er bemerkte, daß diejenigen Leute recht haben, welche behaupten, selbst die englische Einrichtung der Wohnung erblasse vor dem Luxus der Amerikaner. Nur entging es seinem Blicke nicht, daß die Gemälde, welche in prachtvollen Rahmen die Wände zierten, reine Fabrikswaare und von einer solchen Beschaffen-

heit waren, daß sie im Hause eines gebildeten Mannes in Europa schwerlich für eine Zierde der Zimmer würden gehalten worden sein. Dies bestätigte wieder seine Erfahrung, daß Amerika nicht zu jung sei, um reich, mächtig und die Heimath der großartigsten Erfindungen zu sein, wohl aber zu jung, um sich schon ein Kunstverständniß gebildet zu haben.

Miß Viola bereitete ihren Gästen eine Ueberraschung. Sie hatte ihre in Washington geäußerte Absicht nicht vergessen, sondern sogleich nach ihrer Rückkehr einen Boten zu Michel Gschwendtner geschickt, welcher in einem Gasthause letzten Ranges mit ingrimmiger Beharrlichkeit auf den Erfolg der von ihm erhobenen Forderung wartete. Nun bekamen der Lieutenant und Xaver Thorbecker den Alten zu sehen, wie er mit schweren Stiefeln über die kostbaren Teppiche des eleganten Salons der Erbin daherschritt und unter den buschigen Brauen hervor mißtrauische Blicke auf die Anwesenden warf. Der alte Bauer sah sehr verändert aus. Nicht dem Gesicht und der Haltung nach, welche so trotzig wie früher waren, aber er hatte sich, da sein Hohenschwangauer Kostüm zu viel neugierige Blicke auf ihn lenkte, in einen Anzug New-Yorker Fashion geworfen. Verschönert hatten ihn allerdings die weite karrirte Hose und der karrirte sackartige Rock keineswegs.

Es schien der amerikanischen Lady Vergnügen zu machen, in der Mundart des fernen väterlichen Heimathortes mit dem Bauern zu reden, obwohl dieser nach ihren ersten Worten etwas verblüfft über die fremd-

artige Mischung in der bayerischen Sprache auf sie blickte.

„Dös is g'scheidt, Mr. Gschwendtner, daß Sie kommen sind," redete sie ihn an. „I freu' mi, Sie persönlich kennen zu lernen, denn da werden wir uns leichter verständigen können. Mr. Bayley, mein Rechtsfreund, sagte mir, daß Sie von Ihrer Forderung an mich nicht abstehen wollten."

„Mein' Forderung is gerecht," entgegnete der Bauer. „I hab' dem Franz Thorbecker das Geld g'liehen, i hab' sein Schuldschein, und i verlang' mein Recht."

„Nun, wir wollen von dem Rechte nicht weiter reden," sagte Viola. „In aller Freundschaft können wir uns besser verständigen. Setzen Sie sich, Mr. Gschwendtner."

Der Bauer setzte sich mit einiger Vorsicht auf den mit blauem Seidendamast überzogenen Fauteuil, welchen Viola ihm bezeichnete, stellte seinen Hut auf den Teppich daneben und wischte mit der braunen Rechten den Schweiß von der Stirn.

„I guess, die Herren kennen sich," fuhr Viola fort. „Dies ist Mr. Raben, und hier, den Xaver, meinen Vetter, kennen Sie ja wohl auch, Mr. Gschwendtner."

Der Bauer nickte nur zur Antwort und warf einen nicht sehr aufmunternden Blick auf Xaver.

„Um gleich zur Sache zu kommen," sagte Viola, „frage ich Sie, Mr. Gschwendtner: was haben Sie denn dagegen einzuwenden, daß der Xaver Ihre Toni heirathet. Warum wollen Sie ihm das Dirndl nit

geben? Is er nit ein braver, tüchtiger und hübscher Mann, den die Toni doch nun einmal gern hat?"

Der Bauer zuckte die Achseln. „Wenn Si mi deshalb haben kommen lassen, Fräulein, um mit mir von der Toni z' reden, so haben Sie sich a unnöthige Müh g'macht," sagte er. „Die Sach' steht fest und hat nix z' schaffen mit meiner Forderung. Die Toni heirath't den Fuchsbauern."

„So? Sie denken wohl, die Toni wäre eine Sklavin oder ein Stück Vieh in Ihrem Stalle? Wenn Sie nun nit will? Wenn Sie nun den Xaver liebt? Können Sie Ihre Tochter weggeben gegen ihren Willen?"

„Bei uns zu Lande, Fräulein, müssen die Kinder thun, was der Vater will. Wie 's hier in Amerika is, woaß i nit, kümmer mi auch nit drum. I mach 's so, wie 's bei mir z' Haus' der Brauch is, und die Toni woaß es auch nit anders."

„Das sind ja nette Zustände!" rief Viola. „Bei uns hat man die Sklaverei abgeschafft, und in Europa existirt sie noch?"

„Sie scheint wenigstens bei den Bauern noch zu existiren," warf der Lieutenant ein — „vielleicht auch noch anderswo," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„I versteh nix von der Sklaverei, i woaß nur, daß die Toni so heirath't, wie i will," sagte der Bauer.

„Nun, mein lieber Mr. Gschwendtner," sagte Viola, „wenn Sie es so ansehen, daß Sie Ihre Tochter verkaufen können, so werd' i sie kaufen."

Der Gschwendtnerbauer blickte Viola mit der Miene völligen Nichtbegreifens an.

„Jawohl," fuhr sie fort. „Sie wollen doch die Toni dem Fuchsbauer geben, weil er reich is und der Xaver, den sie liebt, arm is. Das is doch der Grund, obwohl i Ihnen sagen muß, daß der Xaver reicher is als der Fuchsbauer."

„Der Xaver wär' reicher?" fragte der Bauer höhnisch. „Woher hat er's denn genommen über Nacht?"

„Mein Vetter Xaver hätte mi heirathen können," rief Viola, „und dann wär' er sehr reich worden. Aber er verschmäht mi um der Toni Willen. Ein solcher Mann is an Herz und G'müth reicher als alle Bauern, die des Geldes wegen ein Mädchen heirathen, von dem sie wissen, daß es an Andern liebt."

„Na, wenn Sie 's so meinen, hab' i nix dagegen," versetzte der Bauer. „Da mag meinetwegen der Xaver reich sein!"

„Sie meinen das im Spott," sagte Viola. „Aber was sagen Sie, wenn i nun auf Ihre Forderung eingehen will, und wenn i Ihnen das Geld auszahl', das Sie von meinem verstorbenen Vater verlangen zu können meinen? Wenn i nun die Toni kauf für diese Summe und sie dann dem Xaver zur Frau gebe?"

Der alte Bauer stand von seinem Sitze auf und schlug mit der Faust auf den vor ihm stehenden Boule-Tisch, daß die silberne Schale inmitten desselben in die Höhe sprang.

„Dann thu' i's erst recht nit!" rief er. „Recht muß Recht bleiben!"

„Recht?" fragte Viola. „Wissen Sie, was Recht wäre? Daß Ihre Toni sich auf und davon machte und den Xaver trotz Ihres Verbotes nähme! So würd' i es machen, wenn i Ihre Tochter wär'!"

„Es is a Glück, daß Sie nit mein' Tochter sind!" entgegnete der Bauer.

„Hab' i Dir nit schon amal g'sagt, Bauer," warf jetzt der Xaver ein, „daß Du, wann Du mit Deinem größten Ochsen mit den Köpfen z'sammenrennen thät'st, daß Dein Kopf heil bleibet? Aber sag' mir nur, Bauer, was hast denn nur gegen mi, daß Du so gar feindselig auf mi bist? Hab' Dir doch niemals was z' Leid' gethan, und mir hast Du doch g'sagt, daß es nur von wegen meiner Armuth sei. Hast mi an nothigen Holzknecht g'nannt. Und nun die Bas' Dir das Geld freiwillig gebet, das Du niemals mit an Prozeß bekommen wirst, hast Du wieder Einwendungen."

„Dös will i Dir sagen, Xaver. Weil Du 's mit Gewalt durchsetzen willst, abgesehen davon, daß Du mir ins G'sicht gehöhnt und dazumal den Fuchsbauern niederg'schlagen hast."

Des alten Gschwendtner Stimme hatte eine eigenthümlich drohende Klangfarbe angenommen und sein Gesicht sich mit dunkler Röthe überzogen. Eine Art von Beklemmung legte sich auf die Anwesenden, indem sie den schwer athmenden Bauern anblickten, der sich nur mit Mühe von einem unheilvollen Ausbruch zurückzuhalten schien.

„Soll i's sagen?" fragte er, indem er seine sprühenden Augen auf Thorbecker richtete, der ebenso erstaunt, wie die Uebrigen aussah und sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren konnte. „Soll i's sagen, Xaver?"

Thorbecker fragte sich vergebens in alle Gewissensfasern hinein, was er denn etwa verbrochen haben könne, welches düstere Geheimniß hinter der drohenden Frage des Alten lauere.

„I versteh Di nit, Gschwendtnerbauer," erwiderte er anscheinend ruhig. „Du thust ja grad, als ob i etwas begangen hätt', mit was Du mir drohen könntest, und i wüßt' nit, was dös wäre."

„Na, jetzt frag i an Menschen, wie sich Oaner so verstellen kann!" schrie der alte Gschwendtner, bei welchem jetzt die Leidenschaft über den mühsam für der Erbin Salon zusammengerafften Schliff siegte. Viola sowohl wie Lieutenant von Raben fühlten sich von der Szene höchst peinlich berührt, und wenn Letzterer nicht die wahrhaft hoheitsvolle Rechtlichkeit seines Dieners und Freundes gekannt hätte, so würde er in diesem Augenblicke an dessen Vorleben gezweifelt haben."

„Jetzt möcht' i aber wirklich wissen, Gschwendtner, was Du eigentlich von mir willst," rief Thorbecker ungeduldig. „Hab i mi doch schon lang' denkt, daß Du was hast, als ob der Grund a solcher wär', daß i mi d'rüber schämen müßt! Meiner Seel, heraus damit! I woaß nix von Verstellung und hab auch in mein Leben nix than, worüber i mi z'schämen hätt!"

Bei diesen Worten war er in seiner ganzen Größe

aufgesprungen und stand nun in voller Männlichkeit vor dem Bauern, der ebenfalls schwerfällig von seinem weichen Sitze in die Höhe stieg, dann sich den Schweiß von der Stirn wischte und mit heiserer Stimme hervorzischte: „Du hast nie was g'than, deswegen Du Di z'schämen brauchtest? Und dös traust Du Dir mir so frech ins G'sicht nein z'lugen, mir, dem Du hoamli wie a Spitzbua aus lauterner Rachsucht 's Dach überm Kopf anzünd't hast? Und nachher bist davon g'laufen, wie a miserabler Schulerbua. Kannst es leugnen, Du Brandstifter?"

„Gschwendtner!" — Es war ein Schrei, so bitter, so schmerzlich, wie er sich nur aus der Brust eines tiefgekränkten Mannes zu entringen vermochte, unvergeßlich für Alle, welche den Ausruf vernahmen.

„O" — fuhr der Angerufene hämisch lächelnd fort — „glaubst vielleicht, daß i Di nit g'sehen hab weils finster war? Aber i hab Di erkannt, Niemand sonst is g'wesen wie Du. Du bist schlauer gewest wie Dein Vetter, der beim hellen Mondschein kommen is, und hat mir mein Weib abwendig machen wollen. Noch g'spür i's, bal sichs Wetter wend't, wo Dein Vetter mir vor zwanz'g Jahr die verdammte Kugel neig'jagt hat. Ja, ja, a schöne Gschicht dös! Der Vetter will mir's Weib nehmen, schießt mi z'samm und nimmt mir's Geld, und Du zünd'st mir's Haus überm Kopf an und verlangst mein Tochter zur Frau. Soll Dir's wohl aus schuldiger Dankbarkeit geben, weil Du so viel Schneid g'habt und mir hoamli in finsterer Nacht 's Haus anzünd't hast?"

Xavers Brust hob und senkte sich mächtig unter der in ihm arbeitenden furchtbaren Aufregung, und er war nicht im Stande, die heftig hervorgestoßenen Worte des Anklägers sogleich zu bekämpfen.

„I — i soll Feuer g'legt haben!" brachte er endlich hervor. „I hätt' wie a Räuber an Dir g'handelt, Gschwendtnerbauer? Dös is z'viel, dös kann i nit vertrag'n! — Himmelherrgott! jetzt fallts mir erst ein, was die b'sundern Reden in der Toni ihrem Brief bedeut't haben, dens mir im Hafen von Stralsund nachg'schickt hat. Da hats mir von den Brand so g'spaßig drin verzählt, daß i gar nit g'wußt hab, was i davon denken soll. Auf den Gedanken aber, daß man mi für den Brandstifter halt, wär' i freilich mein Lebtag nit kommen. Dös hat erst heut sein müssen, und mi bis ins Herz troffen, weils Menschen geben kann, die mi für so schlecht halten!"

Lieutenant von Raben legte seine Hand beschwichtigend auf die Schulter seines treuen Gefährten.

„Mein lieber Thorbecker, beruhigen Sie sich," sagte er. „Auf diese Art wird es Ihnen nicht gelingen, des Herrn Gschwendtner Verdacht zu entkräften." — Und dann wandte er sich gegen den alten Bauern. „Sagen Sie Herr, worauf basiren Sie denn ihre Vermuthung?" fragte er ihn streng. „Welche Gründe können Sie anführen, die eine so schlimme Beschuldigung stützen?"

Der alte Bauer antwortete nicht, sondern begnügte sich, mit höhnischem Trotze von Xaver auf den Offizier und dann wieder auf Xaver zu blicken.

„Und wenn Sie schon den Thorbecker für schuldig

halten," fuhr der Lieutenant fort, „weshalb machten Sie dann nicht die Anzeige? Was veranlaßte Sie bei Ihrem menschenfeindlichen Charakter, so gelinde vorzugehen, anstatt sich an die Gerichte zu wenden?"

Bei dieser Frage kratzte der Bauer sich hinter dem Ohre. „Na, halt wegen der vielen Laufereien und Kosten bei G'richt," sagte er, „und dann — weil mir die Toni selbigesmal soviel bitt hatt und solange g'redt hat, daß dös der Xaver Thorbecker nie und nimmermehr than hätt — daß sie in See springen thät, wenn i a solche Red übern Xaver unter die Leut brächt und daß sie ganz an Andern im Verdacht hätt, und was solchene Reden mehr von die Weibsbilder sind, die an sanftmüthigen und friedliebenden Menschen herumbringen. Aus lauterner Gutherzigkeit hab i halt nachgeben und kein Anzeig g'macht. Aber entgegen hat mir die Toni heilig versprechen müssen, daß mit dem Xaver alles aus is, und es wär auch alles ausg'wesen, wenn der Xaver nit wieder ins Dorf kommen wär. Und da hat mi a haushoher Zorn an'packt, wie i den kecken Buabn wiederg'sehen hat, der than hat, als wenn nix vorg'fallen wär, und" — er schlug dabei in plötzlich wieder erwachendem Ingrimm mit der Faust auf eine nahestehende Konsole, daß ein reizendes Porzellanfigürchen herabfiel und zerbrach — „er wars doch! Bevor mir der Xaver denjenigen nit vorführt, der den Brand g'legt hat, kriegt er mein Toni nit — i kann kein Schwiegersohn im Haus brauchen, der mir, wenn i ihm was sag', was ihm nit kommod is, dafür den rothen Hahn aufs Dach setzt!"

„Aber ich bitte Sie, Mr. Gschwendtner, besinnen Sie sich doch!“ warf hier Viola ein, die sich so gerne ins Mittel gelegt hätte. „Lassen Sie doch den alten Groll fahren! Schauen sie nur in die blauen treuherzigen Augen meines Vetters! Der“ — so setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — „setzt keine Häuser in Brand.“

„Ja,“ erwiderte der Bauer verbissen, „die blauen Augen kenn' i, dös sind dieselben, mit denen der Vater von der schönen Miß mir mein Weib hat abspenstig machen wollen! Meiner Seel“ — er stampfte mit dem Fuße auf den Boden — „der Thorbecker Franzl hat meiner Anna Marie gar schlimme Stunden g'macht. Deswegen hab i ja auch dem blauäugigen Lumpen 's Geld nach Amerika geb'n und hab erst Ruh' g'habt in meim Haus, wie er fort war.“

Aber jetzt flammte es in den Augen Viola's auf. Als sie ihren Vater einen Lumpen nennen hörte, gewann über all ihre Gutmüthigkeit und muntere Laune der Zorn die Oberhand.

„Mr. Gschwendtner, von meinem verstorbenen Vater haben Sie in anderer Weise zu sprechen!“ rief sie. „Und was das Geld betrifft, so sollen Sie dasselbe bis auf den letzten Cent in wenigen Stunden ausbezahlt erhalten.“

„Sammt Zins und Zinseszins?“ fragte der eisenköpfige alte Bauer lauernd.

„Sammt Zins und Zinseszins,“ erwiderte Viola mit stolzem verächtlichem Aufwerfen ihrer reizenden Lippen. „Und nun haben wir nichts mehr mit einander zu

schaffen, Mr. Gschwendtner. Sie können Ihr Geld morgen von meinem Anwalt holen. Ich dächte, meine Herren, wir gingen zum Diner," setzte sie, aufstehend, hinzu und wandte sich mit einer einladenden Handbewegung zum Lieutenant von Raben, während sie den alten Bauern wie eine Königin mit einer förmlichen Neigung ihres jungfräulichen Hauptes verabschiedete.

Der Lieutenant bot ihr in Bewunderung ihres vollendeten Auftretens den Arm und führte sie an dem verdutzt dastehenden Bauern vorbei, durch die geöffnete Portiere in das Speisezimmer. Xaver Thorbecker folgte nicht sogleich. Er trat zwei Schritte an den alten Gschwendtner heran und sagte mit einem langen, furchtlosen Blicke in dessen farbenwechselndes Antlitz: „Merk Dir jetzt was i Dir sag, Gschwendtnerbauer! Bevor i nit den schlechten Menschen ausfindig g'macht, der selbigesmal Feuer an Dein Haus g'legt hat, will i die Toni gar nit zum Weib haben. Dös möcht i ihr nit anthun, daß' an Mann hätt, den die Leut hoamli für an ehrlosen Brandstifter halten, wenn sie sichs auch nit laut z'sagen traun. Der Xaver Thorbecker will sein Namen rein haben, wenn er zum Traualtar geht. Die Toni bleibt mir treu, wegen derer brauch i mi nit z'fürchten, und so wahr i da steh' — den wirklichen Feueranzünder muß i finden und wenn's die Höll gilt, dös sag i Dir, i der Xaver Thorbecker."

„Wennst dös z'wegen bringst und den Schuldigen derwischst — nachher geb i Dir mein Tochter und

führ Di an Dein Ehrentag selber zu ihr in die Brautkammer. Derweil san mir meine 5391 Mark sicherer," war des alten Trotzkopfs spöttische Antwort. Damit nahm er seinen Stock und Hut und stampfte mit grimmig gesenktem Kopfe zur Thüre hinaus.

„Topp! Es gilt!" rief der Matrose ihm mit hallender Stimme nach.

Fünftes Kapitel.

Erschütterungen der Tiefe.

In ultramarinfarbener Bläue lag der Golfstrom, über welchen sich das unendliche Firmament so klar, so sonnig wölbte, als ob Himmel und Wasser einen ewigen Frieden geschlossen hätten, als ob niemals wieder ein wilder Sturm die glatten, langhin wiegenden Wogen zu drohenden, rollenden Kämmen emporpeitschen und das azurne Gewölbe mit nachtschwarzen, von Blitzen durchzuckten Wolken verdüstern würde.

Gleich einem stolzen Schwane, der seine weißen Schwingen anmuthig entfaltet und mit sicherm Ebenmaß die spiegelnde Fläche theilt, schwebte, von dem kosenden Fächeln einer leichten Brise geführt, ein stattlicher Dampfer über das unbegrenzte Wasser dahin, alle Segel entfaltet, mit einem leichten Rauchwölkchen über dem niedrigen Schornstein, der unter der Fülle der weißen Tücher verschwand. Der Dampfer war

der „Lord Clyde," welcher den Freiherrn von Raben und seinen getreuen Xaver Thorbecker von New-York nach der britischen Hauptstadt tragen sollte.

Der Offizier stand an die Schanze gelehnt, blickte träumerischen Auges über den strahlenden Ocean hin und überlegte sein Geschick, das sich, seitdem sein Verhältniß zu Helene von Plassen gelöst, so überaus glücklich in dienstlicher Beziehung gestaltete. Er hatte aus den Häfen der Vereinigten Staaten Berichte über die von der amerikanischen Admiralität erbauten Eisenkreuzer entsandt, welche eine ganz besondere Anerkennung von Seiten seiner Vorgesetzten gefunden hatten. Er war vor Kurzem zum Kapitänlieutenant avancirt und hatte die Ordre erhalten, sich nach London zu begeben, um den dortigen Marine-Attaché der kaiserlichen Botschaft, Kapitänlieutenant Oldekop, abzulösen, welcher seinerseits zum Korvettenkapitän ernannt und zum Admiralitätsstabe kommandirt worden war.

Freiherr von Raben überlegte seine ihm bevorstehende Aufgabe: er würde in Woolwich, Chatham, Portsmouth und an anderen wichtigen Plätzen Studien anstellen und berichten müssen. Würde nicht seine Carrière, wenn das Glück ihm treu blieb, ihn zu einer Höhe emportragen, die seinem Ehrgeiz angemessen war? Ja, seinem Ehrgeiz — aber auch entsprechend dem Glücksbedürfniß seines Herzens?

Jetzt näherten sich Schritte, und, aus seinem Brüten erweckt, richtete der Offizier den Blick zur Seite. Er erkannte die hohe Gestalt und das wettergebräunte Gesicht des Kapitäns, welcher auf ihn zukam.

„Was ist, Kapitän?“ fragte er, indem ihm die ernste, nahezu bestürzte Miene des Befehlshabers auffiel.

„Wir haben eine höchst seltsame Erscheinung beobachtet,“ sagte der Engländer, indem er sich mit dem Vertrauen an den deutschen Offizier wandte, welches ein Fachmann dem andern beweist. „Was haben Sie für eine Ansicht darüber? Barometer und Bussole sind plötzlich wie des Teufels. Der Barometer schwankt höchst auffälliger Weise, und die Nadel tanzt herum. Was denken Sie, Kapitänlieutenant?“

„Wir werden sehen,“ antwortete dieser. „Haben Sie schon lothen lassen?“ Und indem er so sprach, ging er eiligen Schrittes mit dem Befehlshaber dem Steuerrade zu.

„Lothen? Ich meine, wir müssen fünfhundert Faden Wasser unter dem Kiel haben,“ sagte der Engländer kopfschüttelnd.

Am Steuerrade waren bereits mehrere Offiziere versammelt, und rathlos betrachteten Alle den Kompaß, dessen Nadel in zitternder Bewegung ruckweise nach allen Punkten der Windrose zeigte. Aber schon machte sich ein anderes Phänomen in der Natur und ihren Elementen selbst bemerklich. Ein unheimliches Stöhnen und Lispeln, um so unheimlicher, als Ocean und Firmament in strahlender Helle das Schiff umgaben, ging aus dem Dampfer hervor, gleich als ob böse Geister darin ihr Wesen trieben. Das Fahrzeug erhielt plötzlich einige heftige Stöße, wie von einer unterseeischen Riesenfaust, und es schwankte darauf nach dem Bug hin und wieder zurück. Die Bewegung wiederholte

sich mehrere Male und war von solcher Natur, daß selbst den seegewohnten Matrosen, den alten sturmerprobten Offizieren das Wasser im Munde vor Uebelkeit zusammenlief und fahle Blässe sich über alle Gesichter verbreitete. Und zugleich, wie mit einem Schlage verwandelte sich das Aussehen der Natur. Die bis jetzt so klare, durchsichtig blaue See ward zu einer trüben, schmutzigen, weißlichgrauen Flüssigkeit, so weit das Auge reichte, und bildete einen schreckenerregenden Kontrast zu dem dort oben unverändert leuchtenden Tageshimmel.

Unterdrückte Flüche, halblaute Stoßgebete drängten sich über die Lippen von Offizieren und Mannschaften. Was aber die bunte Gesellschaft der Passagiere, die Herren und die zarten Damen der amerikanischen und englischen Gesellschaft betraf, welche das Verdeck anfüllten, so gab sich unter diesen bald die größte Verzweiflung kund. Sie glaubten, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei, es war ein Geschrei, ein Wirrwar, ein Fragen und Klagen durch das ganze Schiff, daß der Bemannung fast die Besinnung verloren ging. Nahezu Alle, sicherlich alle Damen, wurden auf der Stelle seekrank, und manche Gruppen lagen wie ebensoviele Häufchen Elends da.

„Lothen!" befahl der Kapitän, eingedenk der Bemerkung des deutschen Offiziers und nunmehr selbst besorgt, daß der Dampfer sich in der Nähe von Untiefen befinde, so unwahrscheinlich auch ein solches Ereigniß unter dieser Breite war. Aber woher konnten die Stöße kommen, welche das Schiff erhalten hatte?

Die Brise hatte aufgehört, die Luft stand still, die Segel schlugen schlaff an Raaen und Masten an, nur die Maschine, mit halber Kraft arbeitend, trieb den Dampfer noch vorwärts. Eine drückende Schwüle, wie vor einem Gewitter, lastete auf dem Fahrzeug und preßte der Mannschaft den Schweiß aus den Poren, doch kein Wölkchen war am Himmel zu entdecken.

Und wieder ein neues Unerklärliches: wie wenn viele schwere Geschütze mit dumpfem Rasseln über erdröhnende Planken dahingezogen würden, so rollte es tief unten in der See, und nun erhob sich ohne jeglichen Sturm die graue Wasserfläche und schwankte in ungeheuren Wellenbewegungen, welche die längste atlantische Woge wohl um das zehnfache übertrafen, regellos hin und her. Und wieder und wieder erscholl in noch verstärktem Maße jenes drohende unterseeische Donnern. Wie eine furchtbare Mahnung gegenüber dem Stolze der Menschen, die es wagten, in ihren Nußschalen über das weite Meer dahinzufahren und den erhabenen Meergöttern zu trotzen, in deren Macht es stand Schiff und Mannschaft mit einem Ruck zu vernichten und auf ewig in den nassen Abgrund versinken zu lassen — so klang dieses furchtbare Donnern in den Ohren selbst der beherztesten Männer.

Immer höher schwollen die breiten, rollenden Bewegungen des Wassers an, jetzt nach Backbord, jetzt nach Steuerbord neigte sich das gleichsam fassungslose Schiff, und fast alle an Bord wurden von Schwindel ergriffen. Der Dampfer stampfte bei völlig heiterm Himmel und völliger Windstille so stark, als ob er sich

inmitten eines schweren Sturmes mit stoßweisen Böen befände. Der Kapitän hatte das Kommando zum Beidrehen gegeben, und das Schiff hielt, soweit dies bei den fortdauernden unterseeischen Stößen überhaupt möglich war, still auf demselben Punkte. Gespannt erwarteten die Offiziere die Meldungen über die Lothungen, welche trotz allen Schreckens von den pflichtgetreuen Bootsmännern vorgenommen wurden. Sie hatten zuerst das kleine Senkblei gebraucht, da geglaubt wurde, daß eine Sandbank die Ursache der Stöße sei, doch griffen sie nach einigen vergeblichen Versuchen zum Tiefloth. Aber die Leine, obwohl mehr als zweitausend Meter lang, rollte noch immer über Bord, ohne daß das Blei den Grund erreicht hätte — eine Untiefe war nicht vorhanden, kein Aufkentern des Dampfers war zu besorgen, man war in tiefem Wasser, wie die Fahrtbestimmungen dies ganz richtig anzeigten.

„Es ist ein Wasserbeben," sagte Kapitänlieutenant von Raben. Mit ernstem Kopfnicken stimmte der englische Befehlshaber ihm bei und ergriff ein Fernrohr, mit welchem er die Centrale des Bebens zu erforschen suchte. Alsdann befahl er, da die noch immer fortdauernden Stöße hauptsächlich von der Leeseite kamen, Dampf aufzumachen und nach Steuerbordseite zu halten. Das Ventil pfiff, die Maschine arbeitete mit voller Kraft und der Dampfer kämpfte sich ächzend durch den unheimlichen Tummelplatz der Gewalten der Tiefe hindurch, bis sich eine erst leichte, dann immer stärker anschwellende Kühlte aufmachte, welche ihn nur

schwer vorwärts kommen ließ, da sie ihm vollständig konträr wehte.

Das Wasser hatte jetzt eine fast schwarze Farbe angenommen, aus welcher die weißen Schaumköpfe der nunmehr kürzer gewordenen aber umso höher ansteigenden Wellen hervorleuchteten. Gleich wie auf einer grimmig eifrigen Jagd verfolgten einander diese weiß aufschäumenden, eiligen Wogenkämme. Der Himmel hatte inzwischen ebenfalls sein Aussehen verändert. Er sah eigenthümlich stahlblau aus, und die Nachmittagssonne warf einen grellen Schein auf das stark schlingernde Schiff und die drohende See.

Freiherr von Raben stand in der Nähe des Steuerrades und richtete seinen Blick bald auf das Meer und den Horizont, bald auf den Kapitän, der nicht von der Kommandobrücke wich, als plötzlich seine Augen wie gebannt von einer Erscheinung in der schwarzen Tiefe angezogen wurden. Zwei andere Augen, glasig und unnatürlich groß, waren von dort unten aus starr auf ihn gerichtet. Diese Augen lagen dicht neben einander, mitten in einem spinnenartigen Riesenkopfe, der bläulich blaßroth durch das Wasser schimmerte und mit trägem Vorwärtsgleiten unter dem Kiel des Dampfers hervorzukommen schien. Dann streckte sich vorsichtig, wurmartig kriechend, ein langer schlüpfriger Arm zur Bordwand empor, wo der von der Häßlichkeit der Erscheinung wie erstarrt hinabschauende Offizier stand. Gleich darnach folgte ein zweiter Arm, noch länger und bedrohlicher als der erste. Während des Verlaufs von kaum einer Minute langten acht solcher entsetzlicher,

mit hunderten widriger Saugwarzen besetzter Arme an der Backbordseite des Schiffes herauf, und es war, als ob eine fleischfarbige nackte Riesenspinne dasselbe umklammere und hinabziehen wolle in das wildbewegte dunkle Wasser. Jetzt erst löste sich der Bann des Ekels, welcher das Herz des Marineoffiziers wie mit eisernen Klammern umschnürt hielt, und er wandte sich mit lautem Rufen zu dem Kapitän und der Mannschaft des Schiffes.

„Schlingen herbei! Bringt Aexte! Ein Krake! Ein Krake!“ rief er, und alsbald stürmten eilfertig mehrere Leute herbei, unter diesen der getreue Xaver Thorbecker, welcher sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit in den Besitz einer schweren scharfschneidenden Axt, der ihm von seinem Jugendberuf her handlichsten Waffe, gesetzt hatte.

Nicht ohne vor Schrecken zurückzuprallen, sahen die englischen Matrosen, als sie über Bord blickten, das Scheusal der Tiefe, und der Ruf: ein Krake! Ein Krake! ertönte über das Verdeck hin. Auch der Kapitän auf der Kommandobrücke beugte sich vor und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf des sich nun entspinnenden Kampfes. So viele von den Passagieren noch ihr bischen Leben zusammengehalten hatten und nicht vom Deck verschwunden waren, um ihr Ende, in die Ecken der Sofas des Salons gedrückt, zu erwarten, kamen jetzt auch neugierig herbei.

„Das Wasserbeben hat den Kraken losgerissen und heraufgebracht,“ rief Kapitän-Lieutenant von Raben.

„Nur keine Furcht! Sucht ihm die Schlingen überzuwerfen und ihn heraufzuziehen!"

Aber diese Aufforderung war leichter gegeben, als sie zu befolgen war. Das Ungeheuer in der Tiefe, welches mit seinen Fangarmen an den Planken umhertastete, sich an ihnen festhielt und über Bord greifen zu wollen schien, war von gewaltigen Dimensionen, und es war schwierig, ihm beizukommen. Vollkommen schlüpfrig und ungreifbar durch seine Glätte erwies sich das Unthier gegenüber den Schlingen, welche die Matrosen sich bemühten um die langen Arme zu werfen und anzuziehen. Dazu waren die Männer selbst in Gefahr, von dem vielfältig umhergreifenden Kalmar gepackt und hinuntergezogen zu werden. Denn wenn sein einer Arm umschlungen war, streckte er plötzlich zwei andere vor, und gleich Schlangen wanden sich diese gefährlichen Saugwerkzeuge umher, bald am Schiffe hingreifend, bald durch die Luft hinsuchend, um einen neuen Gegenstand zu packen. Es war nahe daran, daß einer der Engländer, der sich hinabbeugte, um seine Schlinge gut zu werfen und den Cephalopoden unter dem Kiel hervorzuziehen, von einem der Arme erfaßt worden wäre. Nur ein blitzschneller Axthieb, von Thorbeckers nerviger Faust geführt, rettete den Bedrängten. Denn die scharfe Klinge trennte den drohenden Arm, mit welchem das zornig gewordene Thier zugriff, glatt vom Körper ab, so daß das bläuliche, kupferhaltige Blut hoch aufspritzte. Nunmehr sank der birnförmige Leib in die Tiefe zurück, die Schlangenarme folgten ihm nach, eine dunkelblaue

Flüssigkeit strömte von dem Thiere aus und trübte eine Strecke weit die Oberfläche des Wassers, unter welcher der Körper verschwand. Still und geisterhaft, dem leibhaftigen Bösen vergleichbar, der nach der alten Sage unter Wolken von Schwefeldunst sich zurückzieht, tauchte der gigantische Cephalopode wieder ein in sein Element und ließ daß Schiff seinen Lauf ungestört fortsetzen. Es hatten sich fast alle Offiziere und Mannschaften an der Stelle versammelt wo man den vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Kraken zu fangen, und lebhaft wurde bedauert, daß es mißlungen war, die interessante zoologische Spezialität für das Londoner Aquarium oder Museum an Bord zu bringen. Dieses Abenteuer hatte von dem Druck befreit, der noch von dem Schrecken des Wasserbebens her auf den Gemüthern lastete. Alle stimmten darin überein, daß die Erschütterung des Meeresbodens und des Oceans den Kraken von seinem Ruheplatze aufgestört und aus dem hier wohl sechstausend Meter tiefen Wasser empor an die Oberfläche geführt habe.

„Mir wars ganz grauslich, die Augen zu sehen,“ sagte Thorbecker zu dem Offizier. „Dies möchten wohl solche Augen sein, wie der Basilisk sie hat, wenn er den Menschen anblickt und vor Furcht erstarren läßt.“

Freiherr von Raben sah seinen getreuen Begleiter nachdenklich an und antwortete nicht sogleich. Andere Augen standen jetzt vor seiner Seele und zogen Gedanken nach sich, welche nichts mit Kraken und Basilisken zu thun hatten. In jenen Augenblicken, wo die

drohende Gefahr der anfänglich unerklärlichen Naturerscheinung ihm die Möglichkeit des nahen Unterganges gezeigt hatte, wo das Schiff, von unheimlichen Stößen erschüttert, nur noch eine Planke gewesen war, die in der nächsten Minute nachgeben und seinem Dasein den Halt entziehen konnte, war ihm als das Theuerste, was er mit dem Leben zugleich verlieren würde, nicht mehr Helene von Plassen erschienen. Ein anderes Bild hatte sich gezeigt und war vor seinem innern Blicke aufgestiegen. Die anmuthige und dabei so entschlossene Amerikanerin Viola, an deren Seite er so angenehme und herrliche Stunden verlebt hatte, war plötzlich aus dem Gebiete der ruhigen freundschaftlichen Betrachtung herausgetreten und hatte sich ihm in einem neuen, wärmeren Lichte gezeigt. Was war ihm noch Helene von Plassen? Verglichen mit dem frischen, natürlichen Charakter des Western girl, wie Mr. Bayley die schöne Erbin genannt hatte, erschien sie ihm nur noch wie eine elegante Modedame, ohne eigenen Willen, beherrscht von dem Vorurtheile ihres Standes und der sie umgebenden Gesellschaft, eine Puppe, gleich artig „Mama“ und „Papa“ sagend, wie sie es gelernt hatte. War ihm dafür nicht der Beweis geliefert worden, indem Helene so bereitwillig, so ganz ohne Widerrede der Verbindung mit dem reichen Herrn Philipp Haasberger zugestimmt hatte, einem Manne, an den der aufgeopferte Liebende nur mit Widerwillen denken konnte? Ah, Miß Viola! Sie würde sich niemals zu etwas zwingen lassen, am wenigsten zur Vermählung mit einem ungeliebten Manne! Es lag ein

so bestimmter und doch hingebungsvoller Schimmer in den Blicken des amerikanischen Mädchens, daß von ihr eher zu glauben war, sie werde mit Gewalt ihren Willen durchsetzen, wo ihr Herz Führer war. Die Wunde, welche Helenens Benehmen dem Manne, der sie so getreu geliebt, geschlagen hatte, war noch zu frisch, um ihm ein völlig gerechtes Urtheil möglich zu machen. So übersah er in der Bitterkeit seines Herzens, daß doch diese gehorsame Tochter auch ihrerseits ein Opfer gebracht hatte, indem sie ihre pekuniär nicht eben glänzend gestellten Eltern vor einer schweren Zukunftssorge bewahrte. Er bedachte nicht, daß die vom Glück verwöhnte Erbin wohl leicht mehr Energie als die arme Helene zeigen konnte.

Von solchen Gefühlen durchdrungen, dachte der Offizier, als er jetzt Thorbeckers biederes Antlitz vor sich sah, an einen Punkt, der nichts mit dem jüngsten Abenteuer zu thun hatte. Thorbeckers Stellung zu ihm hatte sich in einer wesentlichen Beziehung geändert. Das dienstliche Verhältniß bestand nicht mehr, indem Thorbeckers Dienstzeit abgelaufen war. Das Jahr, in welchem er in Afrika gekämpft hatte, war ihm als Kriegsjahr doppelt angerechnet worden, und er hatte vor kurzem seine Entlassung erhalten. Seine frühere Absicht, auf Avancement weiterzudienen, hatte er aufgegeben, weil er einsah, daß seine Vorbildung nicht ausreichte, um ihn Steuermann werden zu lassen. Aber in seiner Anhänglichkeit an den Offizier hatte er sich entschlossen, denselben fernerhin zu begleiten, und dieser Entschluß lag ihm um so näher, als er

Willens war, demnächst nach der Heimath zurückzukehren. Wollte er doch daheim seine Ehre vertheidigen, indem er nach dem Brandstifter suchte.

„Sagen Sie, mein lieber Thorbecker,“ so redete Freiherr von Raben ihn langsam, gleichwie in Fortsetzung seiner unausgesprochenen Gedanken an, „bereuen Sie es wirklich nicht, daß Sie sich wieder mit mir auf See begeben haben, anstatt die schöne Cousine mit ihren Millionen heimzuführen?“

„Nein, Herr Kapitänlieutenant,“ war Thorbeckers ehrliche Antwort.

„Ich begreife das nur schwer. Wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, so hätte ich mich, als ich die angenehme Bedingung des Testaments erfahren, nicht eine Minute besonnen, sondern hätte sofort den Versuch gemacht, eine so liebenswürdige Dame zu gewinnen. Eine solche Gelegenheit, sein Glück zu machen, wird einem Manne nicht zweimal im Leben geboten. Sie sind beispiellos in Ihrer Treue gegen die Toni.“

„Dös mag schon sein, Herr Kapitänlieutenant, aber soll mein feins Bas'l etwa den verdächtigten Brandstifter heirathen, der für den Gschwendtnerbauern z' schlecht is?“

„Ah, ist es das?“ fragte Freiherr von Raben mitleidigen Tones. „Deshalb brauchten Sie sich doch kein graues Haar wachsen zu lassen. Miß Viola glaubt das doch ebensowenig wie ich oder wie die Toni.“

„Na, dös ist's auch nit allein, obgleich der Xaver Thorbecker nit eher ruhen wird, als bis er den elendigen Hund derwischt hat, der ihm Ehr' und Reputation ge-

raubt. Dös ist's nit allein — sondern was soll der grobe Holzknecht mit so an feinem Fräulein, wie Miß Viola?"

„Aber sie ist doch Ihre Base, und es ist doch dasselbe Blut," sagte der Offizier, dem gleichwohl Thorbeckers vernünftige Ansichten einen Stein vom Herzen wälzten.

„Jawohl, die Bas'n und dasselbe Blut, aber ganz verschieden aufg'wachsen, 's Basl in der großen Stadt in ihrem schönen Haus, und i in der armseligen Hütten im Wald. Mein Bas'n und i," fügte er mit einem humoristischen Augenzwinkern hinzu, „passen akkurat so z'samm, wie a großer Wachthund und a weiße Katz' mit an blauen Seidenbandel um den Hals. Der Wachthund gehört in die Hütten vor's Thor und's Katzerl auf den Sopha im Damensalon. Dös woaß mein' Bas'n auch grad sogut wie i."

„Nun, nun," sagte der Offizier, welcher bestrebt war, sich gänzlich von Gewissensbissen zu befreien, die ihm etwa später kommen könnten. „Sie sind doch noch jung, mein Freund. Sie können sich, wenn es nur daran liegt, den Schliff noch erwerben, der für die Gesellschaft nothwendig ist, in welcher die junge Dame sich bewegt. Amerika hat nicht die Vorurtheile, die in der europäischen Welt herrschend sind."

„Was der Hans'l nit g'lernt hat, lernt der Hans nimmermehr," entgegnete Thorbecker kopfschüttelnd. „Dös glauben's doch selber nit, Herr Kapitänlieutenant, daß aus so an Bauernbuam wie der Xaver, noch amal a feiner Herr werden könnt'? Es is nit 's Geld

allein und die Kleider thun's auch nit, was die Leut' san, sondern 's gehört noch was anders dazu, und dös lern i mein Lebtag' nit. I paß nur für a einfach's Dirndl, wie die Toni. Die is mei Schatz und dabei bleibt's."

Der Offizier warf einen bewundernden Blick auf Xavers Antlitz, das bei diesen letzten Worten von einem inneren Feuer durchglüht wurde. Er konnte seine Achtung dem Manne nicht versagen, den niemals die Gefahr in Furcht setzen, noch die Versuchung aus seiner Seelenruhe und überzeugungsvollen Festigkeit hervorlocken konnte. Edler und vornehmer dünkte ihm dieser Mann, als so mancher Edelgeborene, dessen schöner Titel und glänzende Kleidung nur eine niedrige Denkungsart, die sich in einem rohen Antlitz ausprägte, zu maskiren bestimmt sind.

Thorbecker schien indessen eine Idee fortzuspinnen, die ihm in dieser Unterredung gekommen war, denn er sagte nach einer kurzen Pause mit einem schelmischen Lächeln auf seinem sonst so ernsten Gesicht: „Da wär's viel g'scheidter, wenn der Herr Kapitänlieutenant —" aber er brach plötzlich, wie erschreckt ob seiner eigenen Kühnheit, ab und blickte vor sich nieder.

„Nun?" fragte der Offizier lachend, doch mit ermunterndem Tone, da er gern gehört hätte, was sein Begleiter zu sagen sich nicht getraute.

„Na, ich mein' halt," sagte jener verlegen und erröthend, „wenn der Herr Kapitänlieutenant und die Bas'n Miß Viola — dös wär' halt a schön's Paarl,

wie sich's der Herrgott selber nit besser z'sammenstellen könnt'."

Es war heraus, und der Offizier ward von den Worten tief betroffen, obwohl er deren ungefähren Sinn schon im voraus geahnt hatte. Gleichsam in die Klarheit des Tageslichts gerückt, stand vor seinen Augen der im tiefen Innern verborgen gehaltene Wunsch seiner Seele.

Er erwiderte nichts, aber der freundliche Ausdruck seiner Miene beruhigte Thorbeckers Zweifel, ob er nicht etwa Ungeschicktes vorgebracht hätte.

Sechstes Kapitel.

Mr. Parkers Yacht.

Kirschrothe, in Falten gelegte Seidentapeten, auf denen an rothen Seidenschnüren befestigte Gemälde hingen, welche von den Pinseln der großen Düsseldorfer und Münchener Gemäldefabrikanten herstammten und in schöne Ebenholzrahmen mit Silberverzierungen eingefaßt waren, schmückten einen allerliebsten Damensalon. Eine mit rothem Plüschteppich belegte Estrade mit zwei Stufen und einem silberverzierten Ebenholzgeländer führte von diesem Salon aus zu einer traulichen Nische, in welcher sich ein breites Doppelfenster mit farbigen Gläsern befand. Ein Ebenholztischchen, sowie zwei Sitze, aus demselben kostbaren Holze geschnitzt und mit kirschrothen Seidenkissen belegt, bildeten die Ausstattung dieser Nische, und in derselben stand an dem einen geöffneten Fensterflügel ein reizendes schlankes Mädchen und stützte den von goldblondem Haar umwallten Kopf mit den seelenvollen blauen Augen auf ihre weiße Hand, während sie auf das Ge-

wimmel der Masten im Hafen und auf die zahllosen Dampfer hinausblickte, die des East River Fluthen durchschnitten und unter der Suspensionsbrücke dahinglitten, welche als eines der Wunder unseres Jahrhunderts dasteht, indem sie hoch gezogen und weit gespannt New-York mit Brooklyn verbindet. Zu ihren Füßen sah Miß Viola das Getümmel des Broadway wogen. Unaufhörlich rollten die Wagen, hier die Pferdebahn, dort die glänzenden Equipagen, in welchen auffallend reich gekleidete Damen, die Frauen und Töchter amerikanischer Millionäre, ruhten, dort wieder die schweren Fuhrwerke der Kaufherren und Spediteure, sowie die oft komisch anzusehenden Reclamefuhrwerke, an denen New-York so reich ist. Auf den Trottoirs zog der unaufhörliche Strom der Fußgänger her und hin, Weiße und Schwarze, Lastträger, Geschäftsleute und elegante Spaziergänger, die ihre Augen von den unglücklichen Gestalten der Armen und Elenden abwandten. Gar mancher Deutsche ging hier im wühlenden Treiben der Weltstadt, welcher als warnendes Beispiel für jene Auswanderungslustigen hätte dienen können, die sich in dem rothen Lande der Freiheit ein Meer von Gold erträumen — wenn ja Unbedachtsamkeit, schwärmende Phantasie und Unwissenheit sich überhaupt warnen ließen und wenn das Bild der in Amerika Untergehenden in der Heimath gesehen werden könnte.

Auf alles dies blickte Miß Viola mit ihren schönen Augen. Sie sah bald auf die breite Straße mit den fashionablen Läden hinab, bald zum Hafen hinüber.

Aber ihr Blick kehrte doch immer wieder zum Wasser zurück, indem er sich auf die unendliche Ferne des Oceans richtete. Dort war auf den blauen Wogen etwas Geheimnißvolles verschwunden. Was war es doch, daß diese beiden Männer sich von ihr abgewandt hatten, ohne daß ein aufklärendes Licht auf der Erbin Zukunft gefallen war? Zwar den Vetter, den Xaver, dachte sie wohl zu durchschauen, aber was hatte den Andern bewogen, abzureisen, ohne daß er über seine Lippen gebracht, was die vielumworbene Schönheit so oft von so Manchem zu hören bekam und beinahe schon als einen Tribut betrachtete, den die Männerwelt ihr schuldete?

Indem Miß Viola so nachdachte, wurde ihr von einem ihrer Negerbedienten eine Visitenkarte gebracht. „Mr. James Parker" las sie.

„Ich lasse bitten einzutreten," sagte die junge Dame mit gleichgültigem Tone.

Ein Herr von etwa dreißig Jahren trat alsbald in ihren kleinen rothen Salon und verbeugte sich mit tadellosem Anstand.

„Guten Tag, Mr. Parker," sagte die junge Dame, indem sie ihm die Hand reichte. „Wie geht es Ihnen?"

Der Besucher war ein schlanker Mann von jenem ausgesprochen transatlantischen Typus, der sich hauptsächlich in der Schmalheit und Schärfe der Formen ausspricht. Sein Gesicht war lang und blaß, von dem reinen Schnitt, der die Angloamerikaner auszeichnet. Seine Augen waren graublau und klug, sein

Haar dunkelbraun, sehr kurz geschnitten, er war bartlos, und sein Kinn war lang und beinahe eckig. Der Anzug stammte offenbar von einem first rate Schneider, der nach der Taille gearbeitete schwarze Rock saß wie angegossen, die hellgrauen Handschuhe waren wie eine zweite Haut über die lange schmale Hand gezogen.

„Ich komme, Miß Thorbecker," sagte der Herr, nachdem er sich niedergesetzt und seine langen schmalen Füße in den wunderbar sitzenden Schuhen vor sich ausgestreckt hatte, „um Sie an ein Versprechen zu erinnern, das Sie mir gegeben haben."

„Welches Versprechen, Mr. Parker?"

„Sie haben mir versprochen, meine Yacht anzusehen, Miß. Heute ist ein schöner Tag, mein Wagen steht vor der Thür, und wir können in zehn Minuten an Bord sein."

„Habe ich das wirklich versprochen?"

„Es thut mir leid, Miß Thorbecker, daß Ihr Gedächtniß nicht so gut zu sein scheint, wie das meinige. Wirklich, ich weiß wohl, daß meine Yacht sich nicht mit der „Namouna" von Mr. Gordon Bennett messen kann, aber ich glaube doch, es würde Ihnen Vergnügen machen, eine oder zwei Stunden in meiner „Atalanta" hin und her zu fahren."

Miß Viola überlegte einen Augenblick. „Gut, Mr. Parker," sagte sie dann, „ich werde mitfahren. Warten Sie einen Augenblick, daß ich meinen Hut und Mantel nehme."

Mit der ruhigen Entschlossenheit und der Selbstständigkeit junger amerikanischer Damen, welche ohne

Bedenken ganz allein mit Herren ausgehen und ausfahren, weil bei ihnen und in ihrer Gesellschaft die Ueberzeugung herrscht, daß ein junges Mädchen sich selbst zu beschützen fähig sein muß und hierzu auch ganz allein selbst im Stande ist, nahm Miß Viola neben Mr. Parker auf dem Bocke des Wagens Platz. Es war für überflüssig gehalten worden, Mrs. Huxley mitzunehmen. Diese Dame erfüllte ihr Amt als Gesellschafterin in einer für sie wenig verantwortlichen Weise. Mr. Parker nahm seinem Neger die Zügel aus der Hand, schnalzte mit der Zunge, und dann zogen die edlen Thiere den eleganten Wagen mit jener Geschwindigkeit dahin, welche der Amerikaner für die erste Bedingung einer angenehmen Fahrt hält.

Miß Viola gab zur Freude ihres Führers und Begleiters ihrer Anerkennung Ausdruck, als sie auf der Yacht angelangt war, diese sich in Bewegung setzte, und sie dann sowohl das Innere des kleinen Schiffes wie sein Aeußeres mit kundigem Auge betrachtet hatte. Die Yacht war, wenn auch nicht mit dem Fahrzeug des Herrn Bennet oder des Czaren aller Reußen zu vergleichen, doch ein Schiff, daß sich wohl sehen lassen konnte, Mr. Parker war der Sohn eines reichen Mannes und hatte selber schon viel Geld verdient. Aber er war auch Sportsman, ein geachteter Criquetspieler, vorzüglicher Billardspieler, berühmter Ruderer und Autorität auf dem Gebiete des Yachting. Die Atalanta war ein Dampfer, der seine vierzig Knoten machte, und im Innern ein Bijou von feiner Holzarbeit, Gold und polirtem Stahl.

Mit Vergnügen stand Viola auf dem Verdeck und sah die Fluthen vor dem Kiel sich theilen, die blauen Wasser schwellen und sinken und die mit Häusern und Villen besetzte Küste vorüberziehen.

Dann lud Mr. Parker sie ein, das Luncheon in der Kajüte zu nehmen. Beide setzten sich an einen Tisch, der von Silber und dem feinstem Porzellan schimmerte, und begannen ihr Mahl mit den feinen Austern aus der Cheasapeakebai, als Mr. Parker seinen Gast mit einem durchdringenden Blick seiner graublauen Augen ansah und dann sagte: „Haben Sie niemals daran gedacht, Miß Thorbecker, Ihren Stand zu verändern und sich zu verheirathen?“

„Ich dächte, Mr. Parker, daß dieser Gegenstand einem solchen Gebiete angehörte, auf welchem wir besser thäten uns nicht zu bewegen,“ entgegnete Viola.

„O, Miß Thorbecker, ich möchte sagen, daß dieser Gegenstand gerade zu denjenigen gehört, welche mir die interessantesten sind, und welche ich sehr erfreut sein würde, mit Ihnen besprechen zu können. — Soll ich Ihnen zu einem Glase Wassers verhelfen?“

„Ich danke Ihnen, ja,“ entgegnete sie und ließ sich ihr Glas mit dem Eisgetränk füllen. So ruhig sie auch erschien — die plötzliche Anregung von Seiten Mr. Parkers hatte sie erschüttert, und ein kühlendes Getränk schien ihr erwünscht. Sie kannte dieses Mannes unternehmenden Sinn, zweifelte nicht mehr daran, daß er die Wasserpartie vorgeschlagen habe, um ihr einen Antrag zu machen, und mußte daran denken, daß Mr. Parkers Freunde von ihm sagten, er sei ein gefähr=

licher Bursche. Nun, sie meinten damit wahrscheinlich, daß er auf der Börse zu fürchten sei. Aber sie fühlte, indem sie an den bevorstehenden Antrag dachte, daß es ein Hinderniß gebe, daß sie diesen Mann unmöglich heirathen könne, obwohl er begehrenswerth für viele sein mochte.

„Nun, Mr. Parker," sagte sie leichthin, nachdem sie getrunken und dabei nachgedacht hatte, „ich habe natürlich schon daran gedacht, daß ich mich einmal verheirathen könnte, und sollte ich einmal jemand finden, der mir gefiele und meine Hand verlangte, so würde ich sie ihm geben. Wie steht es denn aber mit Ihnen? Ich hörte, daß sie eine Neigung für Miß Sadie Hutton hätten, und ich finde das begreiflich. Es sollte mich freuen, wenn Sie mit ihr glücklich würden."

„Verd . . . die Klatscherei über Miß Sadie Hutton!" sagte Mr. Parker mit gerunzelter Stirn. „Nein, Miß Thorbecker, daran habe ich nicht gedacht, sondern an eine ganz andere Dame. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn diese Dame mich anhören und meiner Versicherung Glauben schenken wollte, daß ich sie gerne zur Frau haben möchte."

„Nun, dann müssen Sie es dieser Dame gehörig vorstellen. Vielleicht erhört sie Sie, vielleicht thut sie es auch nicht, und dann müssen Sie sich trösten. Auf jeden Fall aber scheint es mir angenehmer zu sein, über so ernste Dinge nicht auf einer Vergnügungspartie zu sprechen."

„Ich hasse Vergnügungspartien, Miß Thorbecker. Ich gehöre zu der Sorte von Leuten, die bei Allem,

was sie vornehmen, einen Zweck haben. Ich bin ein Geschäftsmann, theuerste Miß Thorbecker, und Alles, was ich anfasse, ist für mich ein Geschäft."

„Nicht sehr erfreulich für Miß Sadie Hutton oder jede andere Dame, der Sie Ihre Neigung schenken, Mr. Parker."

„Warum nicht? Alles, was ein Mann angreift, sollte ein Geschäft für ihn sein, und ich möchte vermuthen, daß ein Mann, der das Lieben und das Heirathen anders auffaßt, verd .... Dummheiten begehen und sein Weib unglücklich machen wird."

„Je nachdem, Mr. Parker. Ich will darüber nicht mit Ihnen streiten. Können Sie mir nicht sagen, wer die meisten Aussichten hat, das nächste Yacht-Wettfahren zu gewinnen?"

„Ich hoffe sehr, daß die Atalanta den ersten Preis bekommen wird. Aber ich würde einen noch höheren Werth auf etwas Anderes legen, Miß Thorbecker. Und Sie müssen wissen, was es ist."

„Ich weiß es wirklich nicht, kann es nicht errathen," entgegnete Viola mit der harmlosesten Miene. „Soll ich Ihnen zu einem Glase Wassers verhelfen, Mr. Parker?"

„Sie sind sehr gütig, nein, ich danke Ihnen. Aber wenn Sie das noch nicht wissen, was ich eben meinte, Miß Thorbecker, so will ich es Ihnen offen und deutlich sagen. Ich liebe Sie, theuerste Miß. Sie sind das schönste und geistreichste Weib, das ich jemals sah — nein, bitte, lassen Sie mich ausreden. Wenn Sie sich entschließen könnten, meine Frau zu werden,

so sollten Sie für ihr ganzes Leben, solange ich selbst auch noch am Leben wäre, eine wahrhaft liebliche Zeit haben. Ich würde Ihnen eine wirklich elegante Existenz bereiten, und ich denke, daß wir Beiden, wenn wir unser Vermögen vereinigten und wenn Ihre Schönheit und Ihr Witz meinen geringen Verdiensten zu Hilfe kämen, auch den fashionablesten Salon in der fünften Avenue hinter uns ließen. Ueberlegen Sie es sich, Miß Thorbecker, reden Sie mit Ihrem Sachwalter und lassen Sie ihn Einsicht in meine Bücher nehmen."

„Sie erweisen mir eine Ehre, Mr. Parker, für die ich Ihnen dankbar bin," sagte Viola, indem sie alle ihre Fassung zusammennahm. „Aber mich dünkt doch, Sie sehen diese Angelegenheit gar zu geschäftsmäßig an."

„Geschäftsmäßig? Denken Sie nicht, theuerste Miß, daß mein Herz dabei kalt wäre. Ich setze Ihnen die Vortheile unserer Verbindung deshalb in das rechte Licht, weil meine glühende Neigung für Sie die Voraussetzung meines Antrages ist und nicht nöthig hat, noch hervorgehoben zu werden."

„Gut, Mr. Parker, ich glaube Ihnen. Aber wirklich, ich habe meinen Sinn noch nicht auf diese Sache gerichtet und kann mich nicht entschließen. Es wäre besser, wir ließen das Gespräch fallen."

„Und wann werden wir darauf zurückkommen? Ich kann warten, aber Sie werden mir eine wenigstens entfernte Hoffnung lassen."

„Ich werde mich zu nichts verbindlich machen, Mr. Parker. Ich sage nur, daß ich noch nicht an so etwas gedacht habe und daß ich mich nicht entschließen kann."

„Das heißt, Sie wollen mich hinhalten und noch andere Männer in Ueberlegung ziehen, die Ihnen vielleicht besser gefallen könnten. Aber ich sage Ihnen, Miß, Sie finden keinen, der eine so tiefe Neigung zu Ihnen fühlt und der einen so guten Ablauf auf der Bahn gesellschaftlicher Erfolge genommen hat.“

Indem Mr. Parker mit dieser sportsmäßigen Wendung schloß, richtete er mit dringender Forderung einer günstigen Antwort wiederum seine klugen Augen auf das zarte Gesicht der jungen Dame. Aber er mußte sie enttäuscht wieder sinken lassen, denn keine Miene verrieth ihm, daß er wirkungsvoll gesprochen habe.

„Reden wir nicht mehr davon,“ entgegnete ihm Viola mit bestimmtem Tone. „Ich weiß, was ich will und Sie werden mir Ihre Achtung am besten dadurch beweisen, daß Sie nicht ferner in mich dringen.“

Mr. Parker preßte die Lippen zusammen und sein Gesicht ward noch um einen Ton blässer, als es schon für gewöhnlich war. Doch besaß er genug Selbstbeherrschung und gesellschaftliche Form, um während der Fortsetzung des Luncheon das gefährliche Gebiet seiner Werbung nicht weiter zu betreten und eine harmlose Konversation zu führen. Immerhin kam die Unterhaltung nicht wieder in angenehmen und leichten Fluß, und als sich das Paar dann aus der entzückenden kleinen Kajüte wieder auf Deck begab, fühlte Viola, daß hinter den ernsthaft über das Wasser blickenden Augen des Wirths allerhand unruhige, leidenschaftliche Gedanken wohnten. Sie dachte jetzt, daß es doch

wohl besser gewesen sein würde, Mrs. Hurley mitzunehmen.

„Wir sind jetzt eine und eine halbe Stunde gefahren, Mr. Parker," sagte Sie, auf ihre Uhr blickend. „Dies ist eine wirklich hübsche Fahrt, aber glauben Sie nicht, daß es an der Zeit wäre, wieder umzukehren?"

Mr. Parker hatte beide Hände in den Taschen, den Hut in den Nacken geschoben und lehnte seine schlanke Gestalt an die Gallerie von zierlich bearbeitetem Stahl, welche das Hinterdeck umzog. Er warf einen halb spöttischen, halb drohenden Blick auf Viola und sagte mit einem Tone, welcher den Ernst durch den Scherz durchklingen ließ: „Ich habe für acht Tage Kohlen an Bord. Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, Miß Thorbecker, wenn ich Sie noch weiter mitnähme und erst dann umkehrte, wenn Sie eingewilligt hätten, die Meine zu werden."

„Ich vermuthe, daß Ihre Kohlen nicht ausreichen würden, Mr. Parker," entgegnete Viola lachend, obwohl ihr gar nicht lächerlich zu Muthe war. Sie blickte um sich. Der Schiffer, welcher die Yacht führte, stand neben dem Steuerruder, sonst war nur noch der Steuermann selbst auf Deck zu sehen. Die fünf Matrosen, welche die sonstige Bemannung des Schiffes ausmachten, waren nicht oben. Doch würden diese Leute, welche von dem reichen Herrn abhängig waren, auch schwerlich gewagt haben, ihm zu trotzen, falls er etwa im Ernst eine Entführung ins Werk setzen wollte.

„Es wäre gar keine schlechte Idee," wiederholte

Mr. Parker, dessen Gefühle sich durch den unerwarteten Widerstand Viola's zu jener Heftigkeit der Begierde gesteigert hatten, die bei energisch ihr Ziel verfolgenden Männern gewöhnlich ist. „Ich könnte Sie über den Ocean bringen, Miß, und wir ließen uns in London trauen, oder in Paris."

„Eine sehr romantische Idee," entgegnete Viola, noch immer künstlich lachend. „Aber ich würde Ihnen einen Prozeß machen, Mr. Parker, und Sie könnten sich weder in der fünften Avenue noch sonstwo in New-York wieder sehen lassen."

„Pah!" rief er, „das würde sich finden. Ein Mann, der einen festen Entschluß hat, findet schon seinen Weg, den Entschluß auszuführen. Uebrigens, Miß Thorbecker, liebe ich Sie so sehr, daß ich die fünfte Avenue und ganz New-York für Ihren Besitz opfern würde."

„Sprechen Sie keinen Unsinn!" entgegnete Viola jetzt ernsthaft. „Solche Scherze gehören nicht zu der Art von Dingen, die ein Gentleman einer unbeschützten Dame sagen darf."

„Und warum nicht? Was könnte mich abhalten, Sie zu zwingen?" fragte Mr. Parker, indem er sich vorbeugte und einen Blitz des Verlangens aus seinen jetzt ganz dunkel aussehenden Augen auf sie entsandte. „Was würden Sie thun, wenn ich nur meine Liebe hörte?"

Aber Viola ward empört. Sie fürchtete sich jetzt gar nicht, das Blut des trotzigen Wildschützen, ihres Vaters, wallte in ihr auf. Ihre Miene veränderte sich, und Mr. Parkers Blick begegnete einer zornigen

Flamme, die ihm aus den schönen blauen Augen entgegen sprühte.

„Ich würde Sie ermorden, Mr. Parker,“ antwortete sie einfach.

„Bei Gott, ich glaube, Sie könnten das thun,“ sagte er nach einer Pause, indem er sich wieder zurücklehnte und sie bewundernd ansah. Und dann schwieg er still, pfiff vor sich hin und setzte nach einer Weile hinzu: „Verd...., gerade ein solches Weib, daß mich ermorden möchte, ist dasjenige, welches ich am liebsten heirathen möchte. Ich bitte Sie um Verzeihung, Miß. Lassen Sie uns Freunde bleiben, und Sie werden sich meinen Antrag überlegen.“

Aber Viola wandte sich ab und ging schweigend nach der andern Seite des Verdecks. Mr. Parker folgte ihr nicht, sondern gab seinem Schiffer einen Wink. Die Yacht wandte und nahm ihren Kurs wieder dem Hafen zu. Ohne fernere Gefährdung ward Viola zurückgeführt und von Mr. Parker unter Beobachtung aller Höflichkeitsformen nach Hause gebracht. Aber als sie wieder für sich in ihrem kirschrothen Salon war, hatte sie nachzudenken.

Das zarte, zurückhaltende Benehmen eines andern Mannes trat ihr lebhaft vor die Seele und nahm einen Reiz, eine lebhafte Färbung in der Erinnerung an, wie es dies bisher noch nicht gehabt hatte. Nur seine Augen hatten verrathen, was in seinem Herzen vorging, — oder konnte sich Viola hierüber täuschen? War es denkbar, daß der junge deutsche Offizier nicht ihr Bild in seinem Herzen trug? In der Scheidestunde,

da es galt, für Jahre, vielleicht für immer Abschied zu nehmen, — da hatte der Ton, in welchem er dem amerikanischen Mädchen Lebewohl gesagt, eigenthümlich vibrirt, und seine Hand hatte gebebt, als sie die ihrige umschlossen. Wie ein sichtbarer Bann kehrte die Gegenwart ihres Vetters Xaver in ihrer Erinnerung wieder zurück — ja, es war so, es konnte nicht anders sein: des Offiziers Gewissenhaftigkeit hatte nicht laut werden lassen, was er so gern gesprochen haben würde. Sicherlich hatte er sich gescheut, seinem treuen Gefährten und Retter im Kampfe mit den Schwarzen ein Glück zu rauben, das er selbst begehrte, und wenn auch Xaver, der gute, wackere Bursche beharrlich ausschlug — Viola mußte lächeln, wenn sie daran dachte — der Base Hand zu verlangen, so hatte doch seinetwegen der edelsinnige Mann es nicht gewagt, nach dem kostbaren Gute zu streben. Er hatte wohl immer dem Gedanken nachgegeben, daß noch eine bessere Erkenntniß über den Xaver kommen könne, und ihre, Viola's, Schuld war es, daß sie nicht deutlich genug zu erkennen gegeben hatte, sie denke gar nicht daran, ihr Loos an dasjenige des Vetters zu schmieden. Wie hätte sie auch gekonnt? Xaver hatte ja keinen Antrag gemacht, sie wußte, daß er dies niemals thun würde, und es müßte doch wie eine Einladung und Aufforderung ausgesehen haben, wenn sie sich ohne Noth nach dieser Richtung hin erklärt hätte. Aber waren es solche Bedenken allein, die den Offizier zurückgehalten? Viola glaubte die Gedanken desselben wohl zu errathen, aber hatte sie das ganze Räthsel

durchschaut? Eine eifersüchtige Regung kam über sie. Wie, wenn es noch eine andere Ursache gab, welche dieser ungemein großen Zartheit und Zurückhaltung zu Grunde lag? Xaver hatte einmal eine Aeußerung gethan, welche verrieth, daß das Herz des Lieutenants nicht ganz frei sei. Ja, der Offizier selbst hatte offen ausgesprochen, daß er das arme Mädchen, welches er geliebt, des Geldes wegen nicht hätte heirathen können. Wie, wenn er nun daheim in seinem Deutschland jene Andere noch liebte? Jammerschade, daß sie niemals mit dem Offizier allein, niemals mit dem Vetter allein so ganz vertraulich unter vier Augen hatte verkehren können. Denn stets waren sie zusammen gekommen, und es war augenscheinlich gewesen, daß Beide die Gelegenheit vermieden, jene von ihr erwünschte Situation zu schaffen.

Einer der Negerbedienten trat ein und störte Viola's Betrachtungen, in denen Mr. Parker eine weit geringere Rolle spielte, als ihm zu wissen lieb gewesen sein würde. Er überbrachte den New-York Herald. In halber Zerstreutheit blätterte sie in der Zeitung, und schon wollte sie, gelangweilt, es aus der Hand legen, als eine in auffallender Weise durch den Druck hervorgehobene Notiz ihre Aufmerksamkeit an sich zog.

Es war eine Depesche, derzufolge der Dreimaster „Ohio", welcher am 3. d. M. New-York verlassen habe, um Halifax mit der Bestimmung nach Hamburg anzulaufen, vermißt werde und wahrscheinlicher Weise untergegangen sei.

Viola ließ die Hand mit der Zeitung in den Schooß

sinken. Wie doch die Menschen, ohne sich dessen zu versehen, von ihrem Schicksal ereilt werden, sagte sie sich. Auf dem Ohio wollte, wenn ich mich recht entsinne, der Gschwendtner nach Europa zurückfahren. So sagte mir Mr. Bayley, der sich wunderte, daß der alte Bauer auf einem Kauffahrteischiff anstatt mit dem Postdampfer fahren wollte. Hat er sein Vorhaben ausgeführt, so liegt er nun viele, viele Meilen weit von seinem bayrischen Vaterlande auf dem Grunde der tiefen See, und was nützt ihm nun das Geld, das er mit so viel Hartnäckigkeit von mir verlangt und sich sogleich, nachdem ich es ihm zugesagt, von Mr. Bayley hat auszahlen lassen? Er hoffte von Amerika den Mammon zu holen, und freilich hat er den Mammon erreicht, ihn selbst aber sein Geschick. Sein Leben vermochte er sich mit dem Gelde nicht zu erkaufen, seine Habgier brachte ihm den Tod.

Siebentes Kapitel.

Der Gschwendtnerbauer zur See.

In der That hatte der Gschwendtnerbauer seine Rückreise auf dem Ohio angetreten, die Mittheilung, welche Mr. Bayley hierüber gemacht, war richtig gewesen.

Der Bauer war sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner amerikanischen Reise, er freute sich, dem Xaver seine Meinung noch einmal recht gründlich gesagt zu haben, und er drückte die Brieftasche mit Violas Gelde zärtlich an sein Herz. Aber er war bei alledem entsetzt über die Kosten, welche ihm seine Reise und namentlich der Aufenthalt in New-York verursacht hatte. Er wohnte zwar nicht in einem der Paläste, welche der Amerikaner Hotels nennt und in welchen der Gast für sein Zimmer täglich etwa zwanzig Dollars zu bezahlen hat, sondern war in einem der einfachsten Gasthäuser am Hafen abgestiegen, aber er mußte doch die Wahrnehmung machen, daß im Allgemeinen der Begriff der

Mark in Bayern sich hier in den Begriff des Dollars umsetzte und daß im Besonderen ein Gegenstand, welchen er in Hohenschwangau und Umgegend für fünfzig Pfennige haben konnte, hier, in deutschem Gelde ausgedrückt, etwa vier bis fünf Mark kostete.

Diese Beobachtung theilte der Bauer einem Landsmann mit, dessen Bekanntschaft er an einer Bar gemacht hatte, wo er seinen Whisky und seinen Branntwein mit Wasser zu trinken pflegte. Dieser Landsmann war kein Bayer, sondern ein Mann aus Holstein, aber in solcher Entfernung vom deutschen Vaterlande kam ihm auch schon der Holsteiner stammverwandt vor, und da Jan Visser eine ebenso knorrige und brummige Art von Mensch war wie er selber, faßte der Bauer Vertrauen zu ihm. Jan Visser war Steuermann auf dem Dreimaster Ohio, welcher den größten Theil seiner für Hamburg bestimmten Ladung in New-York einnahm, und als der Bauer über die Kosten seiner bevorstehenden Rückreise klagte, schlug Jan Visser ihm vor, auf dem Kauffahrer zu reisen, wo ihm die Fahrt viel billiger kommen werde. Den Gedanken griff der Gschwendtnerbauer auf und hielt ihn fest, obwohl Jan Visser ihm nicht verbarg, daß die Reise nicht direkt gehen werde, sondern der Ohio erst Halifax anlaufen müsse, um seine Ladung durch Aufnahme einer Quantität Pelzwerk zu vervollständigen.

Gschwendtners starke Seite lag nach der Richtung der Landwirthschaft, nicht nach der der geographischen Wissenschaft hin, und als er gehört hatte, daß Halifax nicht etwa in China oder Australien, sondern ebenfalls

an der nordamerikanischen Küste liege, besann er sich nicht länger, sondern nahm durch Jan Vissers Vermittlung einen Platz auf dem Kauffahrer. Er hatte keine besondere Eile, und es verschug ihm nichts, auf dem Rückwege Halifax zu besuchen. Auf dem Felde gab es daheim zu dieser Jahreszeit wenig zu thun, und er konnte den Monat November noch daran setzen. Der Michel würde das Nothwendige schon besorgen.

Der Ohio war eine Bark von mittlerer Größe, welche nur an den beiden vorderen Masten, dem Fockmast und Großmast, Raaen hatte, während der Besahnmast Gaffelsegel führte. Das Schiff war in Amerika gebaut und getauft worden, gehörte jetzt aber einem Rheder in Hamburg, welcher deutsche Bemannung gewählt hatte, da er diese ihrer Nüchternheit und daraus folgenden Zuverlässigkeit wegen jeder anderen Mannschaft vorzog. Der Kapitän, Peter Hinrichsen, war ein Ostfriese, der Obersteuermann und die Matrosen, zwanzig an der Zahl, der Zimmermann, der Koch und die beiden Schiffsjungen, Alle waren aus Norddeutschland, zumeist von der friesischen Küste und den Nordsee-Inseln, und der Gschwendtnerbauer hatte unter so viel plattdeutsch redenden Leuten keine geringe Mühe, zu verstehen und sich verständlich zu machen. Aber nachdem seine Reisekiste unter Deck gebracht worden war und nun unter dem Klipp Klapp der Ankerspille, mit denen die Ketten eingewunden wurden, dem Hoi ho! und dem Gesange der Matrosen, welcher das Heißen der Segel und andere Arbeiten der Abfahrt begleiteten, die Bark sich von ihrem Ankergrunde

löste, sah der alte Bauer zuversichtlich ins Weite hinaus und fühlte befriedigt nach seiner Brusttasche. Es war ja nicht seine erste Fahrt, er hatte das Atlantische Meer schon einmal und in aller Gemächlichkeit durchkreuzt.

Zu Anfang war die Fahrt auch angenehm. Vom Winde gebläht, entfaltete sich die weiße Leinwand zu stolzer Schwellung, und der Ohio glitt gleich einem ungeheuren Wasservogel geräuschlos dahin. Nur das Rauschen der vom Kiel durchpflügten Wogen war zu vernehmen, kein Stampfen und Aechzen einer Maschine, und obwohl sich das Schiff unter dem Drucke der Segel zur Seite neigte, so daß der Bauer, welcher nahe dem Bugspriet stand, sich an einem Tau festhalten mußte, so erschien ihm die Bewegung doch angenehmer als auf dem Dampfer. War er doch auch unter Leuten, die nicht vornehmer waren als er selbst. Hier gab es keine Damen, die ihn hochnasig betrachteten, keine Modeherren die mit Nichtachtung an ihm vorbeistrichen. Als er Mittags an der Seite seines Freundes, des Steuermanns, weiße Bohnen mit gesalzenem Rindfleisch speiste, stemmte er befriedigt die Ellenbogen auf den Tisch und dachte, er sei doch unter allen Leuten, die er bis jetzt kennen gelernt, der klügste Mann. Indessen zog ihm seine Selbstzufriedenheit nicht lange nach dem Diner eine Unannehmlichkeit zu. Er hatte sich wieder auf das Deck begeben und stopfte sich seine Pfeife, während er neben Jan Visser stand. Bei dieser Beschäftigung pfiff er vergnügt die Melodie eines oberbayrischen Liedes vor sich hin, als ihn plötzlich sein

Freund in einer höchst barschen Manier anfuhr und ihm das Pfeifen untersagte. Vergeblich dachte der Bauer über die Ursache dieses Verbots nach. Er sollte dieselbe erst später erfahren.

Schon zur Nacht wollten ihm sein Thee und Schiffszwieback mit Butter nicht recht schmecken. Er war wieder auf dem Deck gewesen und hatte, während er sein Pfeifchen rauchte, mit nachdenklicher Bewunderung seinen Freund Jan Visser betrachtet, wie derselbe sein Tabakspriemchen aus einer Backe in die andere wandern ließ und braunen Saft treffsicher aus dem Munde spritzte, als das Schiff verschiedene Bewegungen zu machen anfing, die ihm nicht behagten. Der Himmel sah nicht mehr so freundlich aus wie am Morgen. Dunkle kleine Wolken schwammen auf hellgrauem Grunde, der Wind kam stoßweise aus Südwest, und viele Möven, welche nicht günstig von der Witterung zu denken schienen, flogen dicht über den langen Wogen hin und kreischten in einer durchdringenden Tonart. Der Ohio zeigte sich ebenfalls empfindlich für den Wechsel in den Elementen. Er neigte sich stärker, richtete sich dann schneller wieder auf, als der Gschwendtnerbauer erwartet hatte, und stampfte plötzlich so tief in die See, daß derselbe das Gleichgewicht verlor und auf die Planken niederfiel. Gleichzeitig kam ein tüchtiger Spritzer über den Bug und durchnäßte den Bauern bis auf die Haut.

„Das giebt keine gute Nacht," sagte der Steuermann bedächtig und mit einem vorwurfsvollen Blick

auf Gschwendtner, während dieser sich wieder emporkrabbelte.

Der Bauer dachte dasselbe, ohne den Vorwurf in des Seemanns Blick jedoch zu verstehen. Er stieg mit einiger Schwierigkeit, indem er von seinen Händen ebensoviel Gebrauch machen mußte, wie von seinen Füßen, ins „Logis“ hinab, wechselte die Kleider und fluchte ein wenig zu seinem Trost. Aber im Logis herrschte eine so drückende Luft, daß der Bauer mit einem sehnsüchtigen Gedanken an den Wind seiner heimischen Berge, den er daheim niemals zu schätzen gewußt hatte, wieder auf Deck stieg. Das Logis, von dreieckiger Form, der Gestalt des Bugs entsprechend, in welchem es lag, war so niedrig, daß ein stark gewachsener Mann, wie der Gschwendtner, den Hut nicht auf dem Kopfe behalten konnte, ohne an die Decke zu stoßen, und diese Beschaffenheit des Raumes ward dem Bauern in eigenthümlicher Weise durch seine Magennerven bemerklich. Er begab sich also wieder an die frische Luft und gewahrte, daß Himmel und Ocean noch unfreundlicher aussahen, als vor zehn Minuten.

„Steuerbord vorbrassen!“ rief die Baßstimme des Obersteuermanns vom Hinterdeck herüber, gerade, als Gschwendtner oben angelangt war und ein Tau der Bordwand zu seiner Sicherstellung ergriffen hatte. Er bemerkte mit einigem Mißtrauen in die Lage der Dinge, daß nicht, wie unter gewöhnlichen Verhältnissen, die Hälfte der Mannschaft, sondern daß alle Matrosen zur Arbeit herangezogen wurden. Sowohl die Back-

bordwache oder „Wache zur Koje", wie die eine Abtheilung in der Regel genannt wurde, als auch die Steuerbordwache waren in Dienst und enterten auf das Kommando des Obersteuermanns in die Takelung auf, um die Segel schärfer an den Wind zu stellen.

Aber kaum war diese Arbeit vollführt und pflügte der Ohio auf und nieder durch die hoch anschwellenden Wogen, während er sich stark überlegte, als der Gschwendtner den Ruf vom Hinterdeck vernahm: „Reewe! Reewe!" Er verstand erst, was dies bedeutete, als er sah, daß flinke Matrosen die Marssegel verkleinerten. Offenbar konnte das Schiff bei einer so steifen Brise den Druck der vollen Segel nicht vertragen. Jetzt ging der Steuermann Jan Visser an ihm vorüber, und Gschwendtner war im Begriff, ihn zu fragen, ob die Geschichte gefährlich sei, als Jan Visser ihm in seinem rauhesten Tone zurief, daß er dies von seinem Pfeifen habe. Ein paar schwere plattdeutsche Flüche wurden dieser Versicherung angehängt. Gschwendtner verstand nicht völlig, aber hatte doch so viel Kombinationsgabe, daß er merkte, nach Jan Vissers Ansicht habe sein Pfeifen den Sturm herbeigelockt. Hierüber wollte er Betrachtungen anstellen, als plötzlich sein Magen stärker wurde als sein Gehirn. Schwer stöhnend mußte er sich über die Bordwand lehnen, und als er mit einem unsäglich elenden Gefühl wieder den Kopf erhob, machte das Schiff wiederum eine Bewegung, welche seiner Erwartung nicht entsprach. Er fiel rücklings auf dem Deck nieder und spürte durchaus keine Lust, wieder aufzustehen. Einige Schritte

entfernt sah er einen Haufen Stroh liegen und er kroch auf allen Vieren dorthin und streckte sich aus. Hier lag er noch am besten, der Platz war durch die Kombüse vor dem Winde geschützt. Er grub sich so tief wie möglich in das Stroh hinein und hatte die Empfindung, als sei ihm nunmehr alles gleichgültig. Mochte er mit dem Schiffe auf den tiefsten Grund des Meeres versinken — schlechter als jetzt konnte es ihm dort unten auch nicht gehen. Er schlug ein Kreuz, überlegte noch einmal, wie es möglich sei, daß sein Pfeifen schlechtes Wetter gemacht habe, und dann verließen ihn die Gedanken vollständig.

Indessen steckte in dem Alten ein überaus fester Kern, und trotz des Elends, welches ihn überwältigt hatte und unter der Macht des Sturmes und Seeganges niedergedrückt hielt, kam er während der Nacht einige Male zur Besinnung und trank, da ihn fror, aus der flachen Whiskyflasche, die er vorsichtigerweise bei sich trug. Und alsdann, wenn ihm die Wärme ins Innere drang, packte ihn ein mächtiger Aerger, daß er, der Gschwendtnerbauer, ein Mann von solchem Besitz und solchem Gewicht, gleich einem Lumpen im Stroh daliegen müsse. An den Untergang des Schiffes dachte er nicht. Es war ihm ein trotziger Muth eigen. Der Aerger aber, den er empfand, war kein schlechtes Zeichen für sein Befinden, denn eine richtige Seekrankheit läßt auch den Aerger nicht aufkommen, sondern umhüllt den Niedergeworfenen mit einem unzerreißbaren Schleier, der aus lauter Jammer, Verzweiflung und Schwäche grau in grau gewebt ist.

Und so kam der alte Bauer denn auch richtig um die Mittagsstunde des andern Tages nach einem tiefen zehnstündigen Schlafe wieder mit dem Gefühle, daß er noch lebe, zur Besinnung, blinzelte umher, fand, daß die Witterung nicht mehr so arg sei und rappelte sich nach und nach auf. Er hielt sich an der Kombüsenwand fest, blickte nach den Segeln und schloß, daß Alles wieder gut sei. Denn die Segel waren voll entfaltet und vom Winde gebläht. Allerdings ging der Ohio noch immer der Meinung des Bauern nach wie ein Gaul im Galopp über die Wellen hinweg, jedoch fingen dem Alten die Seebeine zu wachsen an und er lernte allmählich den breiten schaukelnden Gang der Matrosen, der ihm zuerst bei der Abfahrt von Hamburg auf dem Dampfer als etwas Lächerliches und der Nachahmung Unwürdiges aufgefallen war.

Jan Visser, den er zunächst zu begrüßen ging, zeigte ihm heute ein freundlicheres Gesicht und schien das Pfeifen vergessen zu haben. Er balancirte kunstvoll seinen Blechnapf mit grauen Erbsen und gesalzenem Schweinefleisch, denn an ein Feststehen desselben auf dem Tische war noch nicht wieder zu denken — und fragte seinen Freund vom Lande mit verschmitzten Lächeln, ob er nicht auch Appetit habe. Aber der Bauer legte nur die Hand auf den Magen, schüttelte mit dem Kopf und trank aus seiner Flasche.

Die Reise nahm ihren Fortgang, der Gschwendtner gewöhnte sich an die Seefahrt und beobachtete, um sich die Zeit zu vertreiben, den Dienst der Matrosen, indem er deren rauhe schwere Arbeit mit derjenigen der

Knechte in seiner Heimath verglich. Er fand, daß es auch zur schlimmsten Arbeitszeit auf dem Lande immer noch gnädiger zugehe, als hier zur See für gewöhnlich. Namentlich das Klettern in der Takelung kam ihm schwierig und gefährlich vor, und wenn er zur Probe einmal ein von Seewasser durchnäßtes Tau in die Hand nahm und dessen salzige Schärfe fühlte, wunderte er sich, wie die Männer es fertig brachten, mit solchem Material im Sturme zu hantiren und oft in großer Schnelligkeit von den Raaen herab auf das Deck zu gleiten. Des Bauern Hand war keine von der weichsten, aber er sagte sich, daß er böse Risse in die Haut bekommen werde, wenn er solche Luftfahrten unternehmen wolle.

Die Zeit wurde nach „Glasen", nicht nach Stunden berechnet, wie dies auf allen Schiffen überall geschieht, und wie Gschwendtner es schon auf dem Dampfer erfahren, aber hier ward er durch den Steuermann in das Geheimniß der Sache eingeweiht. Früher hatte man anstatt der Uhren Gläser mit Sand gehabt, welche alle halbe Stunde abgelaufen waren und dann umgedreht wurden, damit der Sand wieder nach der andern Seite lief. Daher noch die Bezeichnung. Der Tag war an Bord in Wachen abgetheilt. Jede Wache dauerte acht Glasen, das heißt vier Stunden. Früh um acht Glasen begann der Dienst. Dann hub der Gesang an: „Reiß aus Quartier in Gottes Namen" und berief die schlafende Mannschaft auf Deck. Und von nun an lösten sich Steuerbordwache und Wache zur Koje Tags über regelmäßig ab. Aber es boten

sich nur zu viele Gelegenheiten, das Kommando „Alle Mann“ zu ertheilen, und dann mußten alle Leute, auch die Freiwache, auf Deck, denn es gab unaufhörlich zu thun, um immerfort der Witterung entsprechend die Segel zu stellen, zu brassen, zu reffen und die vom Winde angerichteten Schäden auszubessern. Wenn die Raaen beim Kreuzen, was oft wegen konträren Windes nothwendig war, scharf angebraßt waren, so scheuerten sie, selbst wenn sie noch so dick umwickelt waren, die Haltetaue der Bemastung, Wanten und Pardunen, entzwei. Wenn der Sturm in die Segel fiel, riß er Fetzen aus der Leinwand. Trocken Wetter ließ alle Taue nachlassen, Regen und Seewasser spannte sie an. Das Salzwasser wusch Theer und Bemalung ab — kurz, es gab immerfort zu repariren, selbst wenn nicht rauhes Wetter die schwerere Arbeit in der Takelung nothwendig machte.

Am 10. November änderte sich das Wetter, welches die letzten Tage leidlich gut gewesen war, in auffälliger Weise. Nach der Bestimmung des Kapitäns fuhr der Ohio dreißig Seemeilen südöstlich von Cape Race, der Südspitze Neufundlands. Die Luft wurde still, so daß die Segel an die Masten zu schlagen begannen, und ein weißer Nebel lagerte sich auf dem Meere. Dieser Nebel war so dick, daß auch das schärfste Seemannsauge nicht auf hundert Schritte weit ein fremdes Segel zu erkennen vermocht haben würde. Das Gesicht des Kapitäns war finster, die Steuermänner und der Bootsmann zeigten sich mürrisch, die Matrosen, trotz ihres unbedingten Vertrauens

in den Alten, wie der Kapitän stets von ihnen genannt wurde, waren schweigend bei ihrer Arbeit.

Das Schiff stand beinahe still, obwohl sämmtliche Segel entfaltet waren, um den unbedeutenden Lufthauch zu sammeln und aufzufangen. Aber plötzlich, eine Stunde nach dem Mittagessen, kam ein Stoß von Südosten her, der heftig in die Segel fiel und einen Ruck gab, unter welchem der Ohio aufächzte, da er ihm so schnell nicht nachzugeben und sich fortzubewegen vermochte. Es sah eigenthümlich aus, wie dieser Windstoß in den Nebel fuhr und ihn auseinanderpeitschte. Wie eine Menge von zerrissenen weißen Federbetten kam es dem Gschwendtner vor, welcher mit seiner Tabakspfeife im Vordertheil des Schiffes stand. Aber der Windstoß blieb nicht allein, seine Genossen kamen ihm nach. Sie brachten eine eisige Kälte und einen feinen Schnee mit sich, der im Verein mit dem flatternden Nebel eine unheimliche flirrende Dunkelheit um das Schiff verbreitete. Es war dunkel, insofern man die Sonne nicht sah und der Ausguck gänzlich verhindert wurde, und war doch auch hell, weil das Auge überall auf das Weiße sah. Der Gschwendtnerbauer hatte, da der Thermometer schon um Mittag sechs Grad unter Null angezeigt, seinen dicken Lodenrock über seinen New-Yorker Rock gezogen, jetzt holte er sich die schwere Pferdedecke aus dem Logis, welche er für die Reise mitgenommen hatte, und hüllte sich hinein.

Es währte keine zehn Minuten, so waren die vereinzelten Windstöße in einen regelrechten Schneesturm

übergegangen, bei welchem das Thermometer um weitere vier Grad fiel und die Matrosen mit steif gefrorenen Fingern das nasse Segelwerk refften. Denn der Sturm führte nicht allein nach der felsigen Küste zu, sondern war auch so stark, daß das Schiff sich stark überneigte. Das Meer fing an aufzuschäumen, und es war ein schlimmer Anblick, die dunklen Wogen gegen die von oben herabdrückende weiße Nebelschicht und die wie rasend herabstürmenden Flocken emporbäumen zu sehen.

Mit größter Mühe waren die Segel geborgen worden und der Gschwendtnerbauer wunderte sich, daß keiner der Leute von den nassen glatten Raaen und Tauen abgerutscht war. Nun reckte der Ohio seine nackten Hölzer zum Himmel auf und zeigte die schwarzen Linien seiner Masten und Raaen schwarz in dem weißen Gewimmel des Schnees. Kapitän und Steuerleute standen zusammen am Compaß, der das einzige Mittel der Orientirung blieb. Wohl eine Stunde lang mochte dieser Zustand gedauert haben, in welchem das Schiff, von der Gewalt des Sturmes getrieben, auch ohne Segel die Wellen durchschnitt, als eine Veränderung eintrat, welche zu Anfang für günstig gehalten werden konnte. Die Nebelmassen schienen gerade zu der Zeit, wo die winterliche Dämmerung eintrat, dem Andringen des Sturmes nicht länger mehr Widerstand leisten zu können oder sie waren vielmehr ihrer ganzen Ausdehnung nach über das Schiff hinweg getrieben worden. Die Atmosphäre hellte sich auf, soweit die vorgeschrittene Stunde dies noch gestattete, und auch der Schnee ward geringer an Masse. Aber bald gewährte diese

Helligkeit einen Anblick, welcher das Herz auch der wackersten Seeleute erbeben ließ.

Leewärts zeigten sich in weiter Entfernung eigenthümliche weiße Streifen von großer Länge, und an einem bestimmten Punkte innerhalb derselben ward ein schwaches röthliches Licht sichtbar, welches bald verschwand, bald wieder auftauchte. Das Eigenthümliche der Streifen bestand darin, daß ihnen ein mattes Leuchten innewohnte, während schwer zu sagen war, ob sie als Wolken am Horizonte hingen oder Nebelstreifen dicht über dem Wasser seien.

Finster blickte der Kapitän. Die Streifen kamen näher, offenbar ward das Schiff vom Sturme abgetrieben und zog jenem Lichte und jenen leuchtenden Phantomen zu.

„Die Breaks von Sable Island,“ sagte der Kapitän. „Das röthliche Licht ist der östliche Leuchtthurm.“ Diese Worte kamen nur leise wie gehaucht von den Lippen, aber die Männer neben ihm verstanden sie und blickten sich einander mit düstern Mienen an.

„Ein Reff aus den Marssegeln!“ befahl der Kapitän. Seine Stimme klang jetzt wieder stark und sicher, und die Matrosen gehorchten willig. Das vor Kurzem erst mit so viel Mühe eingenommene Reff wurde wieder ausgesteckt, die Marssegel blähten sich und das Schiff schnitt schärfer durch die Wellen.

Aber noch immer trieb der Ohio, wie die Beobachtung des Steuermanns ergab, zu sehr ab. Diese Abdrift mußte, auf die Gefahr hin, das Schiff dem Sturme preiszugeben, vermindert werden, sonst trieb es auf die

Breaks, die gefürchteten Brandungen auf den sich stets verändernden Sandbänken der gefährlichsten Insel im atlantischen Meere, zu.

„Großsegel los!“ rief der Kapitän.

Die Matrosen enterten auf, bald füllte sich das Großsegel, noch schärfer fuhr das Schiff am Winde hin. Obwohl es stöhnte und ächzte und sich tief neigte, hielt es sich doch wacker, und es war zu sehen, daß jenes Licht nicht näher kam, sondern eher etwas schwächer wurde, also sich entfernte. Denn das Abtreiben des Fahrzeugs hatte unter dem starken Segeldruck und bei der vollen Fahrt nicht allein aufgehört, sondern der Ohio hielt auch der Absicht des Kapitäns gemäß von der gefährlichen Küste ab. Nur ging die Fahrt allerdings auf Tod und Leben, denn bei diesem Sturme solche Segel zu führen, wäre wohl niemals zu rathen gewesen außer bei so drohender Brandung in der Nähe. Mit der größten Spannung blickten Alle auf die gewölbte Leinwand und das Holzwerk, das sich zu biegen schien, auf den Bord der Leeseite, welcher die Oberfläche des Meeres streifte, und auf die bis mittschiffs über Deck dampfende See. Auch der Gschwendtnerbauer, so wenig er von der Navigation verstand, begriff den Ernst der Lage und schickte ein Stoßgebet nach dem andern, deren er sich aus seiner Knabenzeit erinnerte, zum Himmel auf.

Aber es war, als ob die Elemente dem Schiffe zürnten, als ob niemand im Himmel sei, der sich des im Sturme und Wogendrange kämpfenden Fahrzeuges erbarmen wolle. Denn jetzt, während der Leuchtthurm

von Sable Island allmählich verschwand und kaum noch in einzelnen Zwischenräumen von Sekunden zu erblicken war, hörte der Sturm für eine halbe Minute zu blasen auf, um alsdann in veränderter Richtung mit erhöhter Gewalt auf das Schiff loszustürmen. Er fiel mit solchem Ungestüm nahezu von vorn in die Leinwand, welche soeben noch schlaff an die Masten geschlagen hatte, daß die Tücher knallten und krachten.

„Reewe! Reewe!“ tönte durch den Sturm und das Aechzen des Schiffes, durch das Brausen des wild empörten Wassers hindurch die starke Stimme des Kapitäns, welcher befürchtete, daß ihm die Segel zerrissen und die Hölzer brächen.

Gehorsam warfen sich die Matrosen in die Takelung. Der Gschwendtner stand im Bug, an einem Tau mit beiden Händen angeklammert und trotzdem hin und her geschleudert. Sein Blick ward von zwei Leichtmatrosen gefesselt, welche sich auf dem Klüverbaum hinauswagten, jenen Mast, der die Verlängerung des Bugspriets bildet und mit der Spitze fünfzig Fuß weit hinaus ins Freie ragte. Die Männer liefen auf dem „Pferde“ hin, dem einzelnen Tau, welches unterhalb des Klüverbaumes gespannt ist, und hielten mit den Händen den runden glatten Baum, an welchem sie den Klüver, das vorn über dem hinausragenden Mast sich ausspannende dreieckige Segel, bergen wollten. Der Klüver glich einem rasenden Thiere, wie er so, vom Winde gepackt, donnernd schlug und sich nicht fassen lassen wollte. Die wackeren Matrosen klammerten den Mast zwischen Leib und Knien ein und griffen

nach dem peitschenden Segel, indem sie sich an der harten nassen Leinwand die Fingernägel blutig brachen. Während dessen stampfte das zitternde Schiff auf und nieder, und kalte dunkle Wellen leckten hinauf zu den Füßen der Männer und spülten ihnen, wenn der Bug sich senkte, bis zu den Hüften hin. Jetzt schienen sie das wilde Segel gepackt zu haben, mit aller Kraft suchten sie es zu bändigen — da riß es sich plötzlich los, da peitschte es zurück — es traf die beiden Matrosen an Kopf und Brust in demselben Augenblicke, wo diese von der See bis zu den Knien umspült waren und fegte sie vom Baum hinunter in das Meer. Ohne einen Laut versanken sie in den Wogen — dem Gschwendtner stand der Athem still. Der Ruf „Mann über Bord" gellte über das Deck hin, aber wie war hier an Rettung zu denken? Ein größeres Unheil traf das Schiff wenige Sekunden später. Die Leinwand des Fockmastes hatte gehalten, es waren gute neue Tücher. Aber der Mast selber hielt nicht mehr Stand. Ein Knistern, Splittern und Krachen erscholl, und mit drei Matrosen, die nicht schnell genug herabkommen konnten, ging der Fockmast über Bord. Er stürzte, indem das Schiff sich unter dem Anprall des Sturmes gedreht hatte, nach dem Bugspriet zu, krachte dicht vor den Augen und Füßen des Gschwendtner nieder, rieß Bugspriet und Klüver nebst ihrem Takelwerk sowie die Kombüse mit sich, zerbrach die Bordwand und schlug mit all diesen Trümmern ins Meer.

In diesem Augenblicke dachte Gschwendtner, ob nicht etwa seine vielen schweren Sünden die Schuld

hätten, daß der Herrgott dem Schiffe zürne. Er hatte was er sein Lebenlang gethan niemals für Sünde gehalten, aber jetzt erschien ihm, da er den Tod vor Augen sah, die Vergangenheit in einem anderen Lichte. Jedoch hatte er nicht viel Muße zum Nachdenken, der Lauf der Begebenheiten riß ihn mit sich.

Der Kapitän, der auch jetzt Besonnenheit und Entschlossenheit nicht verlor, befahl den in der Takelung der andern beiden noch stehenden Masten beschäftigten Matrosen eiligst herabzukommen, da auch der Sturz dieser Masten drohte, und ließ das am Buge hängende Wrack, welches gefährlich gegen das Schiff geschleudert wurde, da es mittelst der Taue festhing, kappen. Bald hatten scharfe Axthiebe das Schiff frei gemacht, und der Fockmast mit seinen Anhängseln ward von den Wogen weggeführt. Aber die Noth gebot, auch die anderen Masten zu kappen, denn das dem Steuer nicht mehr gehorchende Schiff ward bis zum Kentern niedergebogen. Jeden Augenblick konnte es unter dem schweren Drucke der noch entfalteten Segel umschlagen.

Der Sturm schien noch immer zu steigen und es darauf abgesehen zu haben, den Ohio auf die schrecklichen Breaks zu werfen. Deutlich schien jetzt der Leuchtthurm durch die Dunkelheit des Abends, und jene weißen Streifen selbst waren wieder sichtbar, als wohne ihnen ein eigenes Licht bei, als seien sie selbstleuchtend und im Stande, die Nacht zu erhellen. Außerdem gab der feine scharfe Schnee, welcher die Luft erfüllte und schneidend auf die menschliche Haut traf, durch seine

Weiße eine eigenartige Helligkeit, indem er von den Schiffslaternen beschienen ward.

Mit Eifer ging die Mannschaft ans Werk, die Aexte fuhren klingend in das Holz, und der Gschwendtner selbst, welcher seine durchnäßte Decke abwarf, hatte eine Axt ergriffen und betheiligte sich an dieser ihm nicht ungewohnten Arbeit. Es gelang. Mit dumpfem Krachen gingen die Masten über Bord, und nun richtete sich das Schiff erleichtert auf. Aber ein Schiff war es nicht mehr, es war nur noch ein Wrack, das vor dem Sturme lief und von den Wellen geschaukelt ward, wie es diesen gefiel, ein Wrack, das unaufhaltsam der Brandung zutrieb, deren Donnern schon durch das Brausen des Sturmes vernehmbar ward. Auch beide auf Deck stehende Boote hatte der Großmast mitgerissen, so daß selbst die schwache Hoffnung, sich auf diesen retten zu können, verloren ging.

„Die Anker!" rief der Kapitän. „Werft die Anker aus!"

Noch immer hielt die eiserne Ruhe des Kapitäns den Muth der Mannschaft aufrecht, und sie gehorchte mit willigem Gehorsam. Die Anker waren die letzte Hoffnung, daß fühlte jeder Mann. Doch bis die schweren Anker an ihren Ketten gefallen waren und sich in den Meeresgrund eingebissen hatten, war das Schiff wiederum eine weite Strecke an die Küste hinangetrieben worden, und deutlicher war das Donnern der sich an den Bänken brechenden Wogen vernehmbar. Nun gab es einen Ruck, dann noch einen — das Schiff stand, es ward von den Ankern gehalten. Wohl tanzte

es hoch empor und sank dann wieder tief hinab, aber es trieb nicht weiter, es ward auf der Stelle festgehalten. Und nun ließ der Kapitän, der sich der Küste so nahe sah, aus den beiden kleinen Geschützen, welche der Ohio an Bord führte, Schuß um Schuß abgeben. Er hoffte, durch diese Nothsignale die Strandwächter aufmerksam zu machen, obwohl es immerhin fraglich blieb, ob es möglich sein werde, bei solchem Seegang dem Schiffe Hülfe zu bringen.

Es kam keine Hülfe, kein Rettungsboot stieß von der Insel ab, keine Rakete stieg dort zum Nachthimmel auf, um den Bedrängten anzuzeigen, daß man sie bemerkt habe. Vermuthlich war in diesem Brausen und Donnern der Elemente, in diesem Schneegestöber der schwache Blitz und Knall der Kanonen unbemerkt geblieben.

Aber noch hielten die Anker. Zwar waren die Ketten nicht selten bis zum Springen angespannt. Wenn die schweren Grundseeen heranrollten und das Schiff nach rückwärts schleuderten, wenn es dann wieder vorwärts stürzte, wenn es hoch empor gehoben ward von einer aufbäumenden Woge, um gleich darauf in einem Winkel von fünfundvierzig Grad hinabzuschießen in das offene Wellengrab, so ging von den Ketten, welche das Wrack hielten, ein seltsam klingender Ton, wie von einer angeschagenen helltönenden Glocke aus. Bei diesem Klange veränderte sich dann wohl die Miene des Kapitäns. Tiefe Besorgniß drückte sich in ihr aus. Der Klang bedeutete, daß eine Kette zum Brechen stand, daß noch eine kleine Verstärkung der

Spannung genügte, um sie zu zerreißen, und daß dann Alles verloren sei.

Der Gschwendtnerbauer beobachtete das Gesicht des Kapitäns. Es war ihm sein Barometer. Er stand mit dem Kapitän, den Steuermännern und der noch übrig gebliebenen Mannschaft in der Mitte des Schiffs, wo die Bewegung noch am wenigsten stark war. Alle hielten sich in der Nähe des Stumpfes des Großmastes und klammerten sich an diesen und an die um den Stumpf gewundenen Taue an, wenn das überdampfende Meer und die gewaltsamen Rucke des Schiffes sie davonzuschleudern drohten. Die Minuten dehnten sich in dieser bangen Noth zu Stunden, und gleich wie um den bedrängten Männern die Gefahr recht deutlich zu zeigen, klärte sich der Himmel auf, Sterne und Mond erschienen und beleuchteten die Oberfläche des Meeres und den nahen Strand.

Hier in der Nähe rings um das Wrack, tobte die See. Wie Berge schwollen dunkle Wogen auf und köpften über mit weißem Schaum, der über Deck hinspritzte, dann wieder legte der Sturm das Wasser nieder und ließ keine einzige Welle emportauchen, so daß die Oberfläche gleich Wasser in einem Riesenkessel über dem Feuer kochte und sprudelte. Wandte sich aber der Blick weiter hin, so fiel er auf die phosphorisch leuchtende Brandung. In unabsehbaren weißen Linien zeigten sich die Breaks. In parallelen Kolonnen, eine hinter der anderen, zogen die rollenden Wogen zum Sturm gegen die Insel, zerstiebten auf den Bänken zu Wasserstaub und kehrten mit neu gesammelter Kraft

zurück, als wollten sie die Insel überspülen, erobern und hinabziehen in den Abgrund. Ein gespensterhaft weißes Licht lag auf dem Schauplatz dieses wilden Andrangs der Wogen und der zähen Gegenwehr der Sandbänke.

Wie lange diese Pause angstvoller Erwartung, wie lange die Gegenwehr des Ohio gegen die Feindschaft der Elemente dauerte, hätte Niemand von denen zu sagen gewußt, welche neben den Trümmern des Großmastes zusammengedrängt auf Rettung hofften und den Tod erwarteten. Jetzt zog unter dem Drucke des Sturmes, der seine Heftigkeit noch steigerte, nachdem er die Schneewolken auseinander gepeitscht hatte, eine ungeheure Woge heran, wie sie so groß und drohend noch nicht zu sehen gewesen war. Jetzt erreichte sie das Schiff, jetzt hob sie es empor, nun schoß es wieder vorwärts hinab. Noch einmal erscholl der unheimlich klingende Ton, nun aber folgte ihm ein schreckliches Klirren, dem gleich darauf ein zweites folgte. Beide Ankerketten waren gerissen, und nun trieb das Schiff, wie eine Tonne wehrlos und regellos geschaukelt, auf dem Rücken einer neuen gewaltigen Woge der Brandung zu.

Mit zusammengebissenen Zähnen, mit krampfhaft geballten Fäusten und weit geöffneten Augen sah der Gschwendtnerbauer der weißen Schaumlinie entgegen, die mit erschreckender Schnelligkeit näher zu kommen schien.

Nun waren sie da, die brandenden Wogen, nun umgaben sie weißschäumend das Schiff, nun ein Ruck,

ein gewaltiger Stoß, der den Ohio in allen Fugen erzittern ließ, und eine grimmige, blind machende Sturzsee, welche über das Deck hinschlug und zwei der Männer hinwegriß und mit sich spülte in das brausende Grab. Es war kein Schrei zu vernehmen, das Donnern der Wellen hätte auch den wildesten Schmerzensruf übertönt, nur mit starrem Entsetzen sah ein jeder sich selbst als die Beute der nächsten Welle. Alle, die noch lebten, fühlten sich dem Tode geweiht; das Ungeheure, welches sie umtobte, konnte, wie es ihm gefiel, jetzt diesen, dann jenen, oder auch Alle gemeinsam hinabreißen und verschlingen. Schon wankte das Schiff in seinen inneren Verbänden, der Zeitpunkt war nahe, wo es sich auseinanderfalten mußte, wie ein Gebilde aus schwachem Papier.

Der Gschwendtner sah neben sich den Obersteuermann. Das Gesicht dieses Mannes war verzerrt, mit schrecklichen, wie vom Wahnsinn erfüllten Augen blickte er um sich. Und nun griff der Mann in die Tasche, eine blanke Klinge blitzte in seiner Hand, im nächsten Augenblick fuhr er sich mit der Klinge an den Hals, ein furchtbarer Schnitt führte von einem Ohr bis zum andern und das Blut stürzte hervor. Zugleich ließ der Obersteuermann das Tau los, an welchem er sich bis jetzt gehalten, und stürzte sich vorwärts über Bord in das zischende, schäumende Wasser.

Den Gschwendtner überkam ein lähmendes Grausen. Dies war auch sein letztes Stündlein, Zeit und Ewigkeit flossen ineinander, und der Gang seiner Gedanken und Empfindungen veränderte sich. Wie in einem

Traume war es ihm, als es ihn plötzlich wie mit einer eiskalten Riesenfaust packte und durch den Raum schleuderte. Er empfand einen Stoß, ein Rieseln um ihn her, und dann fühlte er nichts mehr.

Erst ein Schütteln und Reiben brachte ihn wieder zur Besinnung. Er schlug, ungewiß ob er lebe oder schon im Jenseits sei, die Augen auf und erblickte vor sich seinen Freund Jan Visser und den Kapitän. Beide Männer zogen an ihm, und er gewahrte, daß sie ihn auf den Sand zogen, während die See noch nach seinen Füßen leckte. Gleich darauf aber setzten sich Beide neben ihn hin oder sanken vielmehr nieder. Offenbar vermochten sie sich vor Erschöpfung nicht mehr auf den Füßen zu halten. Der Gschwendtnerbauer blickte nach dem Meere und nach dem Schiffe aus: es war von dem Ohio nichts zu erblicken, die unerbittlichen Wogen der Brandung donnerten zum Strande hin. Instinktiv griff der Bauer nach seiner Brust. Die Brieftasche steckte links und die Whiskyflasche rechts. Er zog die Flasche hervor, nahm einen Schluck und bot seinen beiden Gefährten zu trinken. Sie nahmen die Flasche und allen Dreien ward besser ums Herz. Der Gschwendtner, nun er wieder festen Boden unter den Füßen hatte und sein Geld gerettet wußte, fing an, besser von sich selbst zu denken und gab nicht mehr dem Gedanken nach, daß seine Sünden die Schuld an dem Unglück trügen.

Immerhin war die Lage der Schiffbrüchigen noch nicht angenehm, und während sie so nebeneinander dalagen, vor Schwäche nicht auf die Füße kommen

konnten, nach ferneren Rettungswegen umherblickten und mit kargen Worten ihre Beobachtungen einander mittheilten, boten sie einen Anblick der Noth und des Elends, der sicherlich jedes Menschenherz gerührt haben mußte. Aber Menschenherzen schlugen nicht in ihrer Nähe. Von lebenden Wesen waren nur Möven zu erblicken, die mit vorsichtigem Flügelschlag dicht über die Dünen dahinstrichen und ein Geschrei ausstießen, das den drei Männern kläglich und unheildrohend erschien. Von den Dünen selbst stob der weiße Sand unter dem Peitschen des Windes umher und trieb über den Strand hin. Er wehte den Schiffbrüchigen zu, und wo er die Haut traf, schmerzte er gleich Nadelstichen.

Der Kapitän wies mit der Hand auf ein Licht, welches in der Ferne am Horizont zu hängen schien.

„Der Leuchtthurm," sagte er. „Wir müssen dorthin zu kommen versuchen."

Er sprach mit matter Stimme, und Gschwendtner sah, daß ihm Blut über die Backe rann, welches von der Kälte festgehalten wurde, so daß es im Barte gerann. Auch der Steuermann war verwundet. Der Aermel seiner wollenen Jacke hing zerrissen und blutig am linken Arme nieder. Gschwendtner betrachtete sich selbst, er fand keine Wunde an seinem Körper, die splitternden Hölzer des scheiternden Schiffes hatten ihn verschont.

Am Himmel trieben neue weiße Wolken heran, welche dicht über dem tosenden Meere daherzufegen schienen, und bald fing feiner kalter Schnee wieder an

zu wirbeln und vermischte sich mit dem scharfen Sande, der die Luft erfüllte.

„Kommt!“ sagte der Kapitän, indem er sich aufraffte.

Die beiden anderen Männer richteten sich ebenfalls in die Höhe, aber alle Drei fühlten sich bei den ersten Schritten so schwach, daß sie einander an den Armen faßten, um nicht vom Winde umgeworfen zu werden. Der Kapitän ging in der Mitte, links von ihm wankte der Steuermann, welcher den linken Arm nicht bewegen konnte und sich mit dem rechten anklammerte, rechts ging Gschwendtner. So zogen sie durch tiefen Sand und Schnee dem Lichte zu, das dort hinten winkte.

Ein jammervoller Weg! Ihre Kleidung war durchnäßt und steifgefroren, der Sturm traf ihre müden Leiber mit eisigen Schlägen, der wirbelnde Schnee blendete ihre Augen und verursachte ihnen schneidende Schmerzen im Gesichte, am Nacken und auf den Händen. Einer stieß an den Andern an, wie sie so, tief einsinkend in Sand und Muscheln, sich mühselig ihren Weg bahnten. Und das bleich durch den verwirrenden Schnee blickende Licht kam nicht näher. Sie stöhnten.

Da — was war das? Ein Schnaufen und Stampfen ließ sich durch das Sausen des Windes vernehmen. Es war dicht neben ihnen, wie es schien, und sie wandten die Köpfe nach der Seite, woher es kam.

„Alle guten Geister!“ sagte der Steuermann.

Eine dunkle flüchtige Masse kam dahergezogen, schnell wie der Sturmwind. Sie kam einer Woge gleich über die Dünen daher. Jetzt war sie ganz nahe,

jetzt brauste sie heran. Es hob sich und jagte und trieb in der Masse, emporgeworfene Köpfe und flatternde Schweife tauchten aus ihr auf und flüchtige Hufe schlugen den Boden. Jetzt zog es vorüber, jetzt war es schon fern. Der Gschwendtnerbauer hatte einen starken Trupp wilder Pferde erkannt, die, wie vom Sturme getrieben, über den Boden dahinsausten.

„Es san nur Roß," sagte er zu seinen Gefährten, und sie setzten ihren Weg fort.

Seit einigen hundert Schritten hatte der Steuermann schwerer und immer schwerer auf des Kapitäns Arme gelastet. Gleich einem Trunkenen schritt er einher und setzte die unsicheren Füße übereinander. Nun blieb er stehen.

„Ick kann nich mehr, ick gah' in Gottes Keller", sagte er müde, und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sank er auch schon nieder auf den kalten Boden.

Die beiden anderen Männer blieben bei ihm stehen. Was sollten sie thun? Tragen konnten sie ihn nicht. Sie hatten kaum noch Kraft zum Mitleid, das eigene Schicksal ward ihnen von dem müden, sterbenden Manne vorgezeichnet. Sie sprachen kein Wort, und als der Steuermann sich umdrehte, als liege er in seiner Koje und suche den bequemsten Fleck, — als sie sahen, wie der sonst so starke und muthige Seemann sich geduldig anschickte einzuschlafen um nie wieder zu erwachen, da wandten sie sich ab und schritten weiter.

Weiter und weiter. Wieviel sie vorwärts kamen, hätten sie nicht zu sagen vermocht. Sie gingen in Ver-

zweiflung dahin, gefaßt auf ihr Niedersinken. Gschwendtners Flasche war geleert, es gab nichts mehr, was dem Andringen der Eiseskälte auf ihre Leiber hätte Widerstand bieten können.

Und so ferne war noch das Licht! Es schien sie zu necken, zu höhnen, es blieb immer dort hinten am Horizont und zuweilen verschwand es im dichten Gewirr der rasenden, unbarmherzigen Schneeflocken. Bis an die Knöchel wateten sie in einer weichen, nachgiebigen Masse, die ihre Füße nicht mehr wollte aufheben lassen, die nach unten zog in den Tod erstarrender Müdigkeit.

„Et is us," sagte der Kapitän, indem er stehen blieb. „Ick häwwe min' letzte Fahrt gemacht." Und nach diesen Worten sank er um und blieb liegen. Eisig griff es dem Gschwendtner an's Herz. Er hatte Lust, mit liegen zu bleiben, er war todtmüde. Aber da war es ihm, als höre er einen Laut von ferne, der wie der Ruf einer menschlichen Stimme klang. Der Ton gab ihm neue Kraft, und er schritt weiter. Vielleicht waren doch Rettungsmannschaften ausgezogen. Der Leuchtthurm war zu sehen. Wäre ihm dies Licht daheim im Gebirge erschienen, so hätte er sich wohl getraut, es in einer halben Stunde zu erreichen. Er faßte alle Kraft zusammen und ging weiter. —

Aber kein neuer Ton ließ sich vernehmen, nur das entsetzliche Brausen des Meeres und Pfeifen des Sturmwindes drang zu seinen Ohren. Er schritt trotzdem weiter, aber jetzt stolperte er über eine Planke, die ihm vor den Füßen lag, und fiel nieder. Er ächzte, aber noch immer gab der zähe Bauer nicht nach. Zwar

hatte er nicht mehr die Kraft, sich zu erheben, der Wind legte ihn nieder, sobald er in die Höhe wollte, aber er konnte noch kriechen. Und auf Knieen und Händen, durch scharfe Muscheln, Sand und Schnee, wühlte er sich vorwärts — bis endlich ein Brausen und Singen ihm die Ohren erfüllte, bis es schwarz vor seinen Augen ward und er nicht mehr wußte, was mit ihm geschah.

Achtes Kapitel.

Wunderliches Begegnen.

Er war nicht zu Grunde gegangen, der Gschwendtnerbauer. Wohl hatte er das Ende seines Lebens erwartet, aber Gott hatte ihm sein Ziel weiter gesteckt, und der bleiche Sensenmann, der über die Breaks und Dünen von Sable Island in der Sturmesnacht dahinschritt, war an ihm vorübergegangen.

Der Bauer kam wieder zum Bewußtsein durch ein starkes brennendes Reiben auf seiner Haut und sah sich in den Händen zweier Männer, inmitten eines niedrigen engen Zimmers, das ihn an die Kajüten des Ohio erinnerte. Diese Männer, in ihrer äußeren Erscheinung ganz den Matrosen ähnlich, mit faltigen dunklen Gesichtern von ernstem Ausdruck, rieben ihn mit Schnee, wickelten ihn dann in eine wollene Decke und legten ihn auf eine Matratze im Winkel des Gemaches. Der Gschwendtner war zu müde, um Fragen zu thun, er schlief ein und es war heller Tag, als er

erwachte. Ein Weib von robuster Gestalt in Schiffertracht gab ihm nun Thee mit Rum zu trinken, und der Gschwendtner versuchte mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen, um zu erfahren, wo er sich befinde, wie er gerettet worden sei und wohin man seinen Rock mit der kostbaren Brieftasche gelegt habe.

Aber das Weib verstand augenscheinlich kein Wort und antwortete in einer dem Bayern völlig unverständlichen Sprache. Gschwendtner mußte zu Zeichen seine Zuflucht nehmen und er hatte auch insoweit Erfolg, als das Weib begriff, daß er aufstehen wollte, und ihm seine Kleidung brachte, welche draußen am Herde getrocknet worden war.

Gschwendtner fühlte zunächst nach seiner Brieftasche, sprach ein Dankgebet zum heiligen Michael, seinem Schutzpatron, als er sein Geld wiederfand, und kleidete sich an. Das kostete ihn Mühe und Schmerzen. Er war steif und an Knien und Armen zerschunden. Aber er kam doch endlich damit zu Stande und schritt alsdann wankenden Schrittes vor die Thür des kleinen Hauses, um sich umzusehen.

Der Himmel war hell, doch noch von einzelnen schnell ziehenden weißen Wolken bedeckt, und ein scharfer Wind blies über das weiße Land. Das Brausen der Wogen schlug an sein Ohr, und dieses Geräusch flößte ihm ein banges Gefühl ein. Er sah in der Entfernung die langen Linien der schäumenden Wellenkämme und erzitterte. Mehrere kleine Gebäude standen in der Nähe, kümmerliche kleine Gärten schlossen sich an die Häuser an, und er erblickte einige Männer in großen

schweren Stiefeln und mit den breitrandigen, auch den Nacken bedeckenden Hüten der Seeleute zusammenstehen und durch ein Fernrohr hinaus auf's Meer sehen. Er sagte sich, daß diese Männer Strandwächter sein mußten, und ging zu ihnen. Aber er konnte sich mit ihnen nicht verständigen.

Das Herz war ihm schwer. Was sollte nun aus ihm werden? Er war so matt, daß die Freude über seine Rettung nur wie ein schwaches Flämmchen in seinem Innern leuchtete. Aber nachdem er an dem einfachen Mahle theilgenommen hatte, zu welchem seine Wirthe und Retter ihn eingeladen, und nachdem er wiederum geschlafen hatte, machte er sich auf, um sich besser umzuschauen. Er wanderte auf der Insel umher, ohne sich jedoch so weit von den Gebäuden zu entfernen, daß er sie aus dem Auge verloren hätte.

Trostlos erschien ihm, was er erblickte. Weiß von Sand und Schnee war die langgestreckte ebene Fläche, so weit er sie zu überblicken vermochte, und sie war nach dem Meere zu mit Hügeln bedeckt, auf denen scharfes Gras aus dem Sand und Schnee hervorstarrte. Ueberall lagen zwischen diesen Dünen Bretter und Balken, hier vereinzelt, dort noch zusammenhaltend, so daß sie den unheimlichen Anblick eines Schiffstheiles, eines Gerippes boten, dessen höchste Spitzen als Masten und Raaen aus dem Sande hervorragten. Der Gschwendtner begriff. Drüben donnerte die Brandung. Wie den Ohio gestern, so hatte auch früher schon das zürnende Meer manches Schiff auf den Strand geworfen.

Jetzt eilte, nicht weit von ihm, wieder eine solche Herde von wilden Pferden vorüber, wie sie die Wanderer im Dunkel erschreckt hatte. Es waren kleine Thiere mit dickem, ruppigem Fell und großen Köpfen. Nun blieben sie stehen, scharrten mit den Hufen den Boden auf und fraßen das harte Gras, welches sich ihnen zeigte.

Der Gschwendtner ging weiter. Eine Wasserfläche, an den Rändern mit Eis besetzt, zog sich in unabsehbarer Länge, doch von geringer Breite, inmitten der Insel hin. Zahllose schwarze Enten trieben sich auf dem See herum. Der Gschwendtner mochte kein Wasser sehen. Obwohl der See still lag und keine Wellen, keine Brandung hatte, verursachte er dem Bauern ein bängliches Gefühl. Er wandte sich ab und ging wieder den Häusern zu, als er bemerkte, daß ein dichter weißer Nebel sich auf die Dünen niedersenkte. Jede Aussicht war damit benommen, und drohend tönte aus dem dichten Schleier die Brandung herüber. Der Ton trieb ihn nach Hause. Er setzte sich zu seiner Wirthin an den Herd, trank Thee mit Rum und grübelte, den Kopf in den Händen begraben.

Aber auf die Nacht ward es lebhaft. Die Bewohner des Häuschens zogen aus. Der Bauer sah sie in Gemeinschaft mit den Nachbarn dem Meere zuwandern. Sie trugen Stricke und allerhand Werkzeug. Der Bauer sah, daß sie die Rettungsboote bemannen wollten, welche draußen am Strande lagen, und er zog den Schluß, daß wieder ein Schiff in Noth an der Küste sei. Er seufzte, legte sich in seinen Winkel und

schlief ein. Aber sein Schlaf blieb nicht ungestört. Angstvolle Träume verfolgten ihn. Seitdem er wieder etwas Kraft gewonnen hatte, wurde die Erinnerung an das erlebte Schreckliche lebendiger in ihm. Er sah sich im Schlafe von eisigem Sturme und drohenden Wellenbergen umgeben, er hörte das Brausen der Brandung und das Krachen brechender Masten. Endlich fuhr er aus ruhigem Schlafe empor und sah, daß er nicht allein war. Seine Wirthe schleppten zwei Männer herein, welche in einem ähnlichen Zustande des Elends sich befanden, wie er selbst ihn durchgemacht hatte. Es waren Schiffbrüchige gleich ihm und sie fanden Aufnahme und Pflege bei den Strandwächtern gleich ihm. Mit tiefem Mitleide betrachtete der Gschwendtner sie und räumte ihnen willig sein Lager ein. Es war etwas in ihm erweicht, was niemals bis jetzt seine Härte hatte verlieren wollen, und während er nun so, in eine Decke gehüllt, neben dem Fenster saß, dachte er zurück an sein Heim, an die Anna Marie, an seine Tochter Toni und noch weiter zurück in die Vergangenheit. Er fragte sich, warum wohl Gott ihm die Gnade erwiesen habe, ihn allein von allen den Männern auf dem Ohio zu erretten.

Am andern Tage hatte er wieder ein trauriges Schauspiel. Die Strandwächter beerdigten die Leichen, welche sie gefunden hatten, und unter diesen erkannte der Bauer auch seine beiden Begleiter wieder, den Kapitän und seinen Freund Visser.

Er konnte Niemandem seine Gedanken mittheilen und vernahm kein Trosteswort. Auch die geretteten

Schiffbrüchigen gehörten einem Volke an, dessen Sprache ihm fremd war. Er fühlte sich allein, verlassen und traurig. Die Strandwächter waren ein ernster, schwermüthiger Menschenschlag. Die beständige Gegenwart des gewaltigen Oceans, der sie fast täglich zwang, ihre Kräfte aufzubieten, um in entsetzlichen Szenen Menschen aus Todesnoth zu erretten, mochte ihnen wohl diese feierliche Miene gegeben haben. Denn an die Vergänglichkeit des Irdischen wurden sie immer wieder erinnert, die Majestät des gewaltigen Lenkers menschlicher Schicksale und der gesetzmäßigen Natur spiegelte sich in ihrem Antlitze wieder, indem sie dem Auge den Blick in die Ewigkeit verlieh.

Zwei Wochen war der Gschwendtner in dem Häuschen der Strandwächter gewesen und hatte die ernste Arbeit der Männer betrachtet, welche der Hauptsache nach darin bestand, die beiden Leuchtthürme zu besorgen, von denen der eine auf dem Ost-, der andere auf dem Westende von Sable Island stand, und außerdem strandenden Schiffen Hülfe zu bringen. In diesen vierzehn Tagen hatte das Meer fünf Schiffe auf den Strand geworfen. Fast beständig lag ein weißer Nebel auf den Breaks und verhüllte, weit in's Meer hinausreichend, den Schiffern da draußen die nahe Gefahr. Da wurde eines Tages um die Mittagszeit, während der Himmel ungewöhnlich hell war und die Breaks ganz deutlich ihre Wogenkämme zeigten, die Aufmerksamkeit der Strandwächter auf einen großen Dampfer geleitet, der auf die Insel zukam. Es war eine ungewöhnliche Erscheinung, denn in der Regel waren es

Segelschiffe, Schooner und Barks, welche in Noth kamen. Aber der Sturm wehte stark und wahrscheinlich war jener Dampfer durch den Nebel der Nacht und des Morgens aus seinem Kurs gebracht worden.

Wie er jetzt lag, war es zu erwarten, daß er das gleiche traurige Schicksal wie so manche der Schiffe haben würde, die den Sand von Sable Island mit ihren Gebeinen spickten. Denn er arbeitete vergeblich gegen die Macht an, welche ihn in die Breaks trieb.

Der Schwendtnerbauer blickte durch das Fernrohr, mit welchem die Strandwächter beobachteten, und erkannte bei dem hellen Wetter deutlich die auf- und niedergehende stampfende Bewegung des Dampfers und seine schwere Arbeit unter Sturm und Sturzsee. Er kam mit großer Schnelligkeit näher, der Augenblick war vorauszusehen, wo die schäumenden Wellen über sein Verdeck hinspülen und dann seine Planken zerschmettern würden, wie sie den Rumpf des Ohio zerschmettert hatten.

Jetzt war er den langen weißen Linien nahe, und die Strandwächter beschäftigten sich mit den Rettungsbooten. In hastiger Folge brachen schon die Wellen, von Spreugarben gekrönt, über das Verdeck hin. Da, mit einem Male, schien ein Wunder sich zu ereignen. Die schrecklichen Sturzwellen der Breaks, in welche der Dampfer jetzt hineingerathen mußte, und welche von solcher Kraft waren, daß sie sicherlich alle Verbände des Schiffes auseinander schlagen konnten, wurden wie von einer himmlischen Macht gebannt und glätteten sich vor dem Buge. Sie verwandelten sich in lang

hinschwellende Wogen, auf deren Rücken der Dampfer wie im leichten Spiele daher getragen wurde. Jetzt wurde das Schiff von einer überaus großen doch nicht schäumenden und überbrechenden Welle gehoben und schwebte wie ein Kinderspielzeug leicht daher. Nun verlief die Welle, und von ihrem Schwunge noch vorwärts getrieben, während das Wasser selbst zurückeilte, fuhr der Dampfer mit einem Krach auf den Sand und blieb unbeweglich aufrecht stehen. Alsbald waren die Strandwächter bei der Hand, näherten sich, theils in den auf dem wiederkehrenden Wasser schwimmenden Booten, theils watend, dem Schiffe und brachten nach und nach eine Menge von Menschen auf's Trockene.

Der Gschwendtnerbauer war vorwärts gegangen und befand sich nun inmitten der Geretteten und ihrer Retter. Er sah, daß hier ein solches Schiff und eine solche Gesellschaft gestrandet war, wie er selbst auf seiner Ueberfahrt von Hamburg nach New-York kennen gelernt hatte. Es war ein Passagierschiff, und wohl zweihundert Personen, Männer und Frauen, kamen allmählich daraus hervor. Die Menschen waren in einem traurigem Zustande, erschöpft, durchnäßt, und besonders die fein gekleideten Damen sahen elend aus. Viele hingen gleich ebenso vielen Bündeln nasser Kleider auf den Schultern der starken Strandwächter und Seeleute, Füße und Köpfe wie bei Puppen leblos niederbaumelnd, und wo sie auf der trockenen Düne niedergelegt wurden, da blieben sie liegen.

Gleichwohl freute sich der Bauer mit einem bei ihm sonst ungewohnten Gefühl der Menschlichkeit über

die Rettung so vieler Bedrängten, und als er nun gar die deutsche Sprache vernahm, wurde es ihm warm ums Herz. Von einem der Matrosen, mit dem er ins Gespräch kam, indem er ihm seine frisch gefüllte Flasche bot, erfuhr er, wie die Rettung des dem Untergange nahen Schiffes vor sich gegangen sei. Der Kapitän hatte mehrere Fässer Petroleum und Fischthran an Bord. Diese hatte er am Bugspriet befestigen und daneben Matrosen festbinden lassen, welche, obwohl von den Wellen überschüttet, doch auf ihrem Platze blieben und mit Blechgefäßen aus den Tonnen schöpften und das Oel und den Thran ins Meer gossen. Vor dem Buge und rings um das Schiff hatte die Flüssigkeit sich in immer weiteren dünneren Schichten über dem wilden Wasser ausgebreitet und es besänftigt. Selbst die wüthenden Brandungswogen hatten sich unter diesen milden, weichen Decke beruhigt.

Inzwischen galt es, den Schiffbrüchigen, und namentlich den Damen, welche in ihren nassen Kleidern der Unbill von Wind und Wetter auf den kahlen Dünen ausgesetzt waren, fernere Hülfe zu bringen. Und dem Gschwendtner war es ein wohlthuendes Gefühl, den Strandwächtern und Matrosen an die Hand gehen zu können. Er nahm ein blasses Dämchen, welches im Zustande größten Elends, vor Frost bebend und halb ohnmächtig auf dem Sande lag, in seine Arme und trug die leichte Last zu der Hütte, in welcher er selbst Obdach gefunden hatte. Ein Herr, welcher neben dem Dämchen gekniet und sich bemüht hatte, es mittelst eines Flacons mit wohlriechender Essenz zum Leben zu-

rückzurufen, ging nebenher, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, mitzutragen. Er war selbst in einer traurigen Verfassung. Seine elegante Reisekleidung war triefend naß, und er wankte vor Schwäche auf den Füßen, als er so durch den tiefen Sand hinschritt. Der Gschwendtnerbauer legte die blasse Dame auf sein eigenes hartes Lager und fing an, sie an den Händen und Füßen zu reiben, während der Herr sich an den Herd stellte, bald den Rücken, bald die Brust dem Feuer zuwandte, und dabei über sein Unglück klagte und fluchte.

Der alte Bauer machte indessen eine merkwürdige Entdeckung. Die rechte Hand der jungen Dame war krampfhaft geschlossen, und bei seinem Reiben bemühte er sich, die Finger zu öffnen. Dies gelang ihm auch, indem die Hand sich erwärmte, und da fand Gschwendtner ein kleines Medaillon von Krystall in goldener Fassung unter den Fingern. In demselben Augenblick schlug die Dame ihre Augen auf, welche vom schönsten Blau waren, und sah mit einem bittenden und ängstlichen Blick in das alte, runzlige Gesicht, das sich über sie beugte. Der Gschwendtner war nicht dumm, und er begriff. Er nickte der Dame beruhigend zu; das Medaillon war durchsichtig, und er hatte die Photographie eines jungen Herrn darin erkannt. Dieser junge Herr war unmöglich der Sohn der Dame, denn sie konnte selbst höchstens zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahre alt sein. Ihr Bruder oder ihr Vater war er auch wahrscheinlicherweise nicht, ihr Mann dagegen stand am Herde, trocknete seine Kleider

und glich dem Bilde gar nicht. Er zählte sicherlich seine fünfundvierzig oder fünfzig Jahre, und sein Haar war in den Schläfen grau.

Der Gschwendtnerbauer dachte an seine Anna Marie vor zwanzig Jahren und an den Thorbecker Franz zurück. Er seufzte. Also bei den Vornehmen ging es auch so zu wie bei den Bauern! Aber er wollte nicht der Verräther sein. Es war seit einiger Zeit etwas in ihm, was ihn antrieb, Gutes und nichts Boshaftes mehr zu thun. Er behielt das Medaillon in seiner großen Faust und sagte zu dem Herrn, er werde ein Weib holen, damit dieser die junge Dame auskleide und tüchtig am ganzen Körper reibe. Denn das sei das Beste.

Hierauf entfernte er sich und suchte eines der Weiber. Doch waren alle beschäftigt, und binnen kurzem füllte sich auch die Hütte bis auf den letzten Winkel mit anderen Schiffbrüchigen, welche Trockenheit und Wärme suchten.

Der Bauer betrachtete das Medaillon. Gleich beim ersten Blicke war ihm das Gesicht des jungen Herrn bekannt vorgekommen, und jetzt sah er, daß er sich darin nicht getäuscht hatte: das Porträt war dasjenige des Lieutenants zur See, Freiherrn von Raben. Der Bauer stieß einen langen nachdenklichen Pfiff aus. „Sixt's!“ sagte er sich.

Draußen vor den Gebäuden und am Strande ging es lebhaft zu. Alle Schiffbrüchigen konnten nicht unter Dach gebracht werden, deshalb ließ der Kapitän ein Zelt aufschlagen. Das Material dazu mußte der

Dampfer liefern, welcher auf dem Sande festlag. Die Mannschaft beeilte sich zu retten, was von Werth war, denn wenn das Schiff auch mit merkwürdigem Glücke für die Passagiere aufgelaufen war, so mußte es doch selbst preisgegeben werden. Nicht allein hatte sich sein Kiel tief in den Sand eingebohrt, so daß er nicht wieder herauszubringen war, sondern die Brandung schlug auch noch so heftig gegen das Fahrzeug an und darüber hin, daß seine Verbände sich allmählich lösen mußten. Es sah so aus, als ob der Ocean über die List der Menschen zürne, die ihm seine Beute habe entreißen wollen. Das Verdeck war schon ganz kahl. Die Masten, die Boote, die gesammte Takelung und all das kleinere stehende und laufende Gut waren bereits von den überbrechenden Sturzseen hinweggerissen worden. Nur der Schornstein ragte noch empor. Bald mußten unter dem donnernden Schwall die Spanten sich lösen und dann das Wrack in Trümmern dahinschwimmen und auf die Dünen gespült werden, wo schon so viele Schiffs-Skelette lagen.

Der Gschwendtnerbauer half beim Aufbau des Zeltes und zeigte eine sichere starke Faust beim Einschlagen der Pfähle. Das lag innerhalb seiner Erfahrung. Später sah er sich wieder nach der blassen Dame um. Er war neugierig, zu erfahren, welche Bewandtniß es mit dem Bilde des Lieutenants habe.

Er fand die blasse Dame in einem weit besseren Zustande, als vorhin. Sie saß im Kreise mehrerer anderer Damen auf einem Koffer in der Nähe des Herdes und trank Thee. Als der Gschwendtner sie

nach ihrem Befinden fragte, dankte sie ihm freundlich und benutzte die erste Gelegenheit, mit ihm hinauszugehen.

„Guter Mann,“ sagte sie ihm dann vor der Thür, „Sie haben sich wahrhaft taktvoll und edel benommen. Ich danke Ihnen herzlich. Bitte geben Sie mir das kleine Medaillon zurück, das ich im Angesicht des Todes an meine Lippen gedrückt hatte.“

„Hier ist's“ sagte der Bauer. „G'wiß recht freu'n wird's den Herrn Baron von Raben, wenn er hört, wie zärtlich seine Braut an ihn denkt.“

Die Dame stieß einen leisen Schrei aus und packte den Bauern am Arme. „Um Gotteswillen,“ sagte sie. „Sie kennen ihn?“

„G'wiß kenn i ihn', gnädig's Fräulein, und i denk, i könnt Ihnen vielleicht an G'fallen thun, deshalb hab i den Namen g'nannt, aus keinem anderm Grund.“

„Wir stehen hier so dicht vor der Thür,“ sagte die Dame, „und es könnte uns jemand überraschen. Kommen Sie!“

Sie ging voran, und der Bauer folgte ihr. Es war Abend geworden, und das bleiche Licht der Nachtgestirne lag auf der weißen Insel.

„Er ist nicht mein Bräutigam. Ich bin auch kein Fräulein,“ sagte die Dame. „Ihnen kann ich vertrauen. Aber helfen können Sie mir auch nicht, guter Mann. Wie heißen Sie denn? Ihren Namen will ich in dankbarem Gedächtniß bewahren.“

„I bin der Gschwendtnerbauer, von Hohenschwangau, Madame. Wie heißen denn Sie?“

„Ich heiße Helene und bin die Frau des Herrn Haasberger, des Herrn mit der schottischen Reisemütze, den Sie bei mir gesehen haben. Ich habe den Lieutenant von Raben früher gut gekannt, aber nun ich verheirathet bin, denke ich natürlich nicht mehr an ihn. Freilich wäre es mir unangenehm gewesen, wenn mein Mann das Medaillon gesehen hätte, und deshalb bin ich Ihnen dankbar."

„Freili," sagte der Bauer.

„Woher kennen Sie denn den Lieutenant? Gewiß haben Sie ihn in Hohenschwangau gesehen, wo er sich seiner Gesundheit wegen im vorigen Sommer aufhielt."

„Ja, da hab i ihn g'sehen, Madame, und auch g'sprochen. Aber nachher hab i ihn auch wiederg'sehen, das war in New-York. Und es geht ihm grade so wie Ihnen, Madame, denn er denkt auch nit mehr an Sie, sondern will a junge Amerikanerin heirathen, die sehr reich is."

Die Dame stieß wieder einen kleinen Schrei aus und faßte nach ihrem Herzen.

„Ja," fuhr der Bauer fort, „da hab i ihn wiederg'sehen, und es is a sehr schöne und reiche junge Dame. Da Sie verheirathet sind, wird's Ihnen freuen zu hören, daß er auch heirathen will. Dann sind Alle glücklich.

„Wie konnten Sie mir denn sagen, daß Sie mich für seine Braut hielten?" fragte Helene. „Mir scheint, Sie sind nicht so gut, wie ich anfangs dachte."

„Von wegen dem Bild in Ihrer Hand, Madame.

Lassen Sie sich was sagen. I bin vielleicht nit gut, aber i bin a alter Mann, der seine Erfahrungen g'macht hat. Es thut niemals gut, mit dem Dan verheirat' z'sein und den andern noch gern z' haben."

„O mein Gott, Sie haben ja recht, aber ich kann nicht vergessen. Als ich dachte, daß ich sterben müßte, habe ich sein Bild an meine Lippen gedrückt. Aber ich will vergessen, ich will meiner Pflicht treu bleiben. Doch sagen Sie mir, lieber Mann, wie kommen Sie dazu, diese reiche Amerikanerin zu kennen? Wo ist sie? Wo haben Sie sie denn gesehen?"

„Sie meinen, weil i a Bauer bin, Madame, deshalb könnt i mit vornehme Leut kein Umgang haben. Aber 's geht oft merkwürdig zu im Leben. Es is a lange Geschicht, die i Ihnen da zu verzählen hätt, und hier draußen is' kalt, und Sie werden krank werden, wenn Sie im Wind stehen. Sie sind doch nur wie a Pupperl mit Ihrem feinen G'sichterl und Ihre dünnen Händ. A anders Mal will i Ihnen Alles verzählen. Jetzt gehens hübsch hinein und wärmen sich. Verlassen Sie sich drauf, daß i Ihrem Manne nix von dem Bild sagen werd."

Helene blickte den Bauern an, senkte ihr Haupt und mochte wohl wirklich frieren, denn sie ging hinein. Gschwendtner aber hatte das Gefühl, daß er doch einmal etwas Gutes gestiftet habe. Zwar hatte er gelogen, denn er wußte gar nichts von einer Heirath zwischen Viola und dem Seeoffizier. Aber daraus machte er sich kein Gewissen. Gelogen hatte er schon oft, wenn er mit Korn oder Vieh gehandelt hatte, und

diesmal war es doch nicht in eigennütziger Absicht geschehen. Vielleicht hatte er ja das richtige getroffen, denn wenn er darüber nachdachte, schien es ihm so, als ob der Lieutenant wirklich mit Liebesabsichten bei Viola gewesen sei.

Am andern Tage änderte sich das Bild. Während die Schiffbrüchigen trostlos auf der Insel umherstrichen und immer wieder Fragen an die Strandwächter richteten, auf welche Weise sie denn wohl von Sable Island wieder wegkommen könnten, ward die Ankunft eines Schiffes signalisirt, welches Rettung brachte. Die Regierung von Canada pflegte von Zeit zu Zeit aus dem nur etwa neunzig Seemeilen entfernten Hafen von Halifax einen Dampfer zu entsenden, der Lebensmittel nach Sable Island zu bringen und dafür als Rückfracht Schiffbrüchige mitzunehmen hatte, deren es dort immer giebt. Dieser Dampfer kam zur großen Freude Aller jetzt heran und fuhr in eine Bucht ein, welche der Sturm in die ewig veränderten, wandernden Dünen gerissen hatte. Die große Gesellschaft ward mit ihrem Gepäck, soviel davon gerettet war, in den Dampfer gepackt und reiste Tags darauf nach Halifax ab. Auch Gschwendtner fuhr mit und erzählte Helene während der Fahrt von seinen Beziehungen zu Viola und dem Seeoffizier, während er seinerseits von Helene erfuhr, daß ihr Mann eine Speditionsgeschäft in New-York besitze und daß sie mit ihm auf der Reise dorthin gewesen sei, als das Schiff in Nebel und Sturm seinen Kurs verloren und sie auf Sable Island auf den Strand geworfen habe.

Gschwendtner hatte seinen Plan gefaßt. Die Erlebnisse der letzten Wochen hatten sein Haar völlig gebleicht, aber auch sein Herz geändert. Und als sich nun seine Reisegesellschaft, glücklich in Halifax angekommen, auf einem amerikanischen Dampfer einschiffte, um die Reise nach New-York von Neuem anzutreten, fuhr er mit. Es paßte in seinen Plan, New-York wiederzusehen. Er wollte mit Viola reden.

Der Himmel und das Meer zeigten sich gnädig. Sie schienen ihren Zorn erschöpft zu haben, und trotz der rauhen Jahreszeit kamen Alle wohlbehalten im Hafen von New-York an. Dort gingen Herr und Frau Haasberger in ihr eigenes Haus, der Gschwendtnerbauer aber in sein altes Absteigequartier. —

Viola war nicht wenig erstaunt, als sie den alten Bauern wiedersah.

„O, mein Gott, Gschwendtnerbauer, sind Sie es?“ rief sie dem Eintretenden entgegen. „Ich habe an Sie wie an einen Verstorbenen gedacht, denn in der Zeitung stand, der Ohio sei untergegangen. Sind Sie denn nicht auf dem Ohio gefahren?“

„Fräulein Viola,“ sagte der Bauer mit bewegter Stimme, „unser Herrgott hat mi am Leben derhalten, damit i wieder gut machen kann, was i unrecht g'macht hab. Schreckliche G'schichten hab i derlebt. I war auf dem Ohio, und das Schiff is unterg'gangen. I bin der Oanzige, der mit dem Leben davon kommen is.“

Viola faltete die Hände. Mitleidig sah sie die Veränderung, die mit dem Aussehen und Benehmen des vordem so trotzigen Bauern vorgegangen war.

„Ich freue mich, Sie lebend und gesund wiederzusehen, Gschwendtner," sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte.

„I dank' Ihnen, Fräulein," antwortete er und wischte dann mit dem Rücken seiner braunen Rechten über die Augen. „Und jetzt bin i wieder her kommen, um Ihnen was zu sagen. I bitt' Sie, rufens den Xaver her, i will ihn glücklich machen. Er soll die Toni zur Frau haben. I will mit ihm zusamm' nach unserm Dorf z'rückfahren und i will sein Hand in der Toni ihre Hand legen. I will wieder glückliche Gesichter machen und auch die Anna Marie soll glücklich werden."

„Gschwendtner, das ist recht von Ihnen," entgegnete Viola. „Ich freue mich, daß Sie zur rechten Einsicht gekommen sind. Aber den Xaver kann ich Ihnen nicht rufen. Der ist nicht mehr hier. Der ist abgereist. Er ist mit Mr. Raben nach England."

„Nach England? Der preußische Baron is auch abg'reist? Dös thut mir leid. Da woaß i nit, wo i den Xaver finden soll. Und der Baron? I hab' glaubt, weil's doch nix war mit dem Testament vom Franzl, daß dös schöne Fräulein und der Baron a Paarl wurden. Und nun is er abg'reist?"

Viola erröthete. „Sie gehen sehr schnell vorwärts, Gschwendtner," sagte sie. „Wie kamen Sie denn auf den Gedanken, daß ich Mr. Raben oder den Baron, wie Sie ihn nennen, heirathen würde?"

„Nehmen Sie 's nur nit übel, Fräulein, 's war nit bös g'meint. Aber, weil Sie doch alle Zwoa gar

so viel sauber san und sich anand so verliebt an-g'schaut haben, hab' i g'dacht, es kunnt a Hochzeit werden. Aber vielleicht hat der preußische Baron nit g'nug Geld. Ja, ja, so wird dös sein!"

„Bekümmern Sie sich doch nicht um Dinge, die Sie nichts angehen und von denen Sie nichts verstehen, Gschwendtner," sagte Viola streng. „Reden Sie lieber vom Xaver und wie Sie es nun machen wollen, dem armen Burschen, der ganz verzweifelt von hier wegging, Trost zu bringen."

„Ja, ja, so geht dös zu," sagte der Bauer kopfschüttelnd. „Da ist 's also doch so, wie i gleich g'dacht hab'. Der Baron liebt das blasse Frauerl, und die liebt ihn wieder, obwohl sie so an hübschen und reichen Mann hat."

„Was für eine blasse Frau?" fragte Viola, die nunmehr selbst ganz bleich wurde.

„I sag' nix mehr, Fräulein. I bin nur a grober, dummer Bauer und mach' alles ung'schickt. I will weiter nix sagen."

„Wenn Sie mir einen vergifteten Brocken hinwerfen und dann nichts weiter sagen wollen, so handeln Sie doppelt unrecht. Ich will wissen, wer die Dame ist, von der Sie sprechen."

„Seiens nur ruhig, Fräulein, und ereifern Sie sich nit. Eifer und Zorn thun nieamals a Gut. Und die Dame is ja doch auch verheirathet und kann den Baron nit mehr zum Manne bekommen. Vielleicht hab' i ja auch nur dummes Zeug g'schwatzt. I ver-

steh' mi wenig auf die Manieren von die vornehmen Leut'."

„Ich will doch wissen, wer die Dame ist," sagte Viola, indem sie sich beherrschte. „Ich will klar sehen. Nicht als ob es mir darauf ankäme, wen Mr. Raben liebt oder wen er nicht liebt. Sie dürfen sich nicht einbilden, Gschwendtner, daß ich hinter ihm herliefe. Er ist mir ganz gleichgültig und kann lieben, wen er will. Aber ich möchte wohl wissen, was für Damen-Geheimnisse Sie kennen und ob Sie mir nicht etwa eine Lüge aufgebunden haben."

„Freili, freili," sagte der Bauer, indem er sich hinter dem Ohre kratzte. Es wurde ihm immer klarer, daß Viola den Offizier liebte, nur wollte es ihm nicht klar werden, wie er selbst sich am klügsten zu benehmen habe, um das Gute zu thun, das er doch gern thun wollte.

„I werd' halt die Dame fragen, ob's ihr auch recht is, daß i von ihr sprech," entgegnete er nach einer Pause.

„Sie werden sie fragen? Ist sie denn in New-York?"

„Jawohl, sie is in New-York. I hab sie auf der Reis' kennen g'lernt, und sie is mit ihrem Mann hierher gekommen."

Mit ihrem Manne? Das Wort schien eine gewisse Beruhigung für Viola einzuschließen. „Gut, fragen Sie sie, Gschwendtner."

Der Bauer ging und Viola blieb in großer Erregung allein. Sollte sie diese verhaßte Dame, welche

zwischen ihr und dem Offizier stand, aufsuchen? Sollte sie sich um nichts kümmern und den liebenswürdigen Deutschen zu vergessen suchen? Sie war verheirathet, diese Nebenbuhlerin. Ein wahres Glück! Sie war auch in New-York, da war doch die Möglichkeit vorhanden, etwas Gewisses zu erfahren. So verging dieser Tag, und so verging auch noch die folgende Nacht in Unruhe. Viola hatte kaum zwei Stunden geschlafen.

Da ließ sich am folgenden Morgen eine Dame bei ihr anmelden. Helene Haasberger, geborne von Plassen, stand auf der Visitenkarte.

Eine zarte blasse Blondine trat ein, und Viola wußte, noch ehe dieselbe gesprochen hatte, daß sie die gefährliche Rivalin sei, von welcher Gschwendtner erzählt hatte.

Die beiden Damen maßen sich mit dem Blicke. Jede sah von der andern, daß sie schön sei. Sie waren Typen der blonden und der dunkeln Art; Helene zart und hell und von dem schmachtenden zärtlichen Ausdruck, der bei Blondinen so ergreifend für Männerherzen wirkt; Viola voll Gluth und Energie, kräftiger und gleichsam derber als Helene, die echte Tochter des kecken Sohnes des Hochgebirges.

„Sie werden es vielleicht sonderbar von mir finden, Fräulein," sagte Helene, „daß ich mir die Freiheit nehme, Sie aufzusuchen. Ist es wirklich unbescheiden, so bitte ich um Verzeihung und führe zu meiner Entschuldigung an, daß ein Mann, Namens Gschwendtner, mir von Ihnen erzählt hat, und zwar in einer Weise,

die es mir wünschenswerth machte, mich mit Ihnen auszusprechen."

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Madame," entgegnete Viola. „Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich habe mit Bedauern von Gschwendtner vernommen, daß Sie eine wirklich unangenehme Reise gehabt haben."

„Es war mehr als unangenehm, es war schrecklich, Fräulein. Gleichwohl will ich zufrieden sein und mich über alles Unglück trösten, wenn es dazn führt, daß ich einem Freunde früherer Zeiten zu seinem Glücke verhelfen kann."

„Dieser Freund ist ein deutscher Seeoffizier, ein Mr. Raben, nicht wahr?" fragte Viola mit äußerlich gleichgültigem Wesen.

„Ja, er ist es, und nach dem, was mir der alte Bauer mitgetheilt hat, erscheint es mir als Pflicht, Ihnen zu erzählen, welcher Art mein Verhältniß zu ihm ist. Ich erwartete, ihn hier in New-York wiederzusehen, und dann würde ich ihm selbst gesagt haben, was ich nun Ihnen anvertraue. Ich habe ihn geliebt, aber diese Liebe besteht nicht mehr. Familienverhältnisse zwangen mich, auf ihn zu verzichten und einen Mann, meinen jetzigen Gatten, Herrn Philipp Haasberger, zu heirathen. Diesem gehört nun mein ganzes Herz und ich denke nicht mehr an Herrn von Raben. Nur durch einen Zufall ist Gschwendtner in Besitz meines Geheimnisses gekommen, oder ich will es lieber eine gütige Fügung nennen. Er fand beim Schiffbruch ein Medaillon mit dem Bilde des Lieutenants

bei mir. Das ist es, was ich Ihnen zu sagen habe, Fräulein."

Viola senkte die Augen. Die Widersprüche in Helenens Erzählung entgingen ihr nicht, und sie hätte darüber lachen können, daß Helene behauptete, nicht mehr an den Lieutenant zu denken. Nur, daß ihr die ganze Angelegenheit zu nahe ging, als daß sie zum Lachen geneigt gewesen wäre. Mit einem raschen Antriebe ihrer lebhaften Natur schlang sie beide Arme um Helenens Schultern und gab ihr einen herzlichen Kuß.

„Sie sind so gut, Madame," sagte sie. „Ich bin Ihnen so dankbar. Dies ist eine wirklich schöne That von Ihnen. Sie wollen mir die Gewißheit geben, daß Mr. Raben ganz frei ist und kein Verhältniß mehr zwischen Ihnen und ihm besteht. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß Sie etwas voraussetzen, was durchaus nicht sicher ist. Ja, ich habe eine Neigung für Mr. Raben, und wenn er mir erklärte, daß er mich heirathen wollte, so würde ich seine Hand annehmen. Aber niemals hat er mir ein Wort von Liebe gesagt, er ist fern, ich werde ihn wohl niemals wiedersehen. Ach, ich vermuthe, daß sein Herz noch immer an Ihnen hängt. Ich begreife das, nun ich Sie gesehen habe."

Helene schüttelte den Kopf. „Ich glaube, daß er mich verwünscht. Er hält mich für treulos. Aber ich konnte nicht anders. Die Verhältnisse waren stärker als ich. Nein, er liebt mich nicht mehr, das fühle ich. Es besteht kein Band mehr zwischen uns als das der Erinnerung. Keine Zeile ist zwischen uns mehr ge-

wechselt worden, seitdem ich ihn in Berlin zuletzt gesehen habe.“

Für Viola lag in Allem, was Helene sagte, eine große Beruhigung. Trotz aller thörichten Vermuthungen, welche einem liebenden Herzen so natürlich sind, besaß sie genug gesunden Verstand, um sich zu sagen, daß eine verheirathete Frau, welche zu ihr kam und so zu ihr sprach, keine Nebenbuhlerin mehr sei, wenigstens nicht mit Absicht. Die Möglichkeit war ja nicht ausgeschlossen, daß Mr. Raben doch noch heimlich das Bild der blonden Schönen in seinem Herzen trug, wie sie das seinige nicht nur im Herzen, sondern auch im Medaillon. Aber Viola schöpfte doch auch wieder Hoffnung, wenn sie sich der Blicke des Lieutenants erinnerte, und sie setzte Vertrauen auf ihre eigenen Reize.

Sie behielt Helene lange Zeit bei sich, nöthigte sie immer wieder zum Bleiben, wenn dieselbe sich entfernen wollte, und befreundete sich aufrichtig mit ihr. Die jungen Damen erzählten einander von ihrem vergangenen Leben, und die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse interessirte Beide. Sie trennten sich endlich mit dem Versprechen, einander recht oft zu besuchen. Viola aber faßte inzwischen einen Entschluß. Sie schickte zu dem alten Bauern und sagte ihm, als er sich bei ihr eingefunden hatte: „Ich danke Ihnen, Gschwendtner. Sie haben es gut gemacht. Jetzt bleibt Ihnen aber vor Allem noch übrig, Ihre Absicht auszuführen. Sie müssen die Toni mit dem Xaver glücklich machen. Wie wollen Sie das anfangen?“

„I will nach Hohenschwangau zurückreisen,“ erwiderte er, „und dann will i's der Toni und der Anna Marie sagen.“

„Gut, aber der Xaver! Wo ist er? Wie wollen Sie ihn finden?“

„Dös woaß i noch nit. Aber i denk', er wird sich schon finden lassen. A solcher großer Bua verliert sich nit wie a Stecknadel.“

„Er wird mit dem Offizier in London sein. Hören Sie, Gschwendtner, ich habe auch die Absicht, zu reisen. Ich will Europa sehen. Reisen Sie mit mir! Wir besuchen Hohenschwangau. Ich möchte die Heimath meines verstorbenen Vaters sehen. Und alsdann besprechen wir mit der Anna Marie und der Toni, wie wir den Xaver finden können.“

„Wenn i dem Fräulein nit z' schlecht bin, reis' i gern mit,“ sagte der Bauer. „Aber das Fräulein werden halt erster Kajüte fahren, und dös is mir z' theuer.“

Es kostete seinem Stolz einige Ueberwindung, diese Entschuldigung vorzubringen. Vor Viola Thorbecker hätte er sich gern als den reichen Bauern gezeigt. Aber er dachte mit Besorgniß an die elegante Gesellschaft auf dem Dampfer. Nichts war ihm so fatal, als gering und ungebildet und bäurisch zu erscheinen. Das war ihm daheim niemals widerfahren, aber er hatte nun Leute kennen gelernt, die feiner und reicher waren als er selbst. Lieber hätte er es noch einmal mit einem Kauffahrteischiffe versucht, als in der seidenen und funkelnden Viola Gesellschaft zu reisen.

Aber Viola sagte zu seinem höchsten Erstaunen: „Mein Freund, wir werden nicht erster Kajüte fahren. Wenn ich Europa sehe, will ich meine Freiheit haben. Ich will bleiben, wann und wo es mir gefällt, und weiterreisen, wie es mir gut dünkt. Wir werden in meinem eigenen Schiffe fahren, in meiner Dampfyacht."

„Wenn dös so is," sagte der Bauer, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, mit einem ehrerbietigen Kratzfuß, „dann fahr i freili gern mit."

Neuntes Kapitel.

Die Wettfahrt.

Viola versäumte es nicht, den Besuch ihrer neuen Freundin zu erwidern und lernte bei dieser Gelegenheit auch Herrn Philipp Haasberger kennen. Aber der Mann gefiel ihr gar nicht. Herr Haasberger bildete sich viel auf sein Geld ein, das er nicht allein durch sein Speditionsgeschäft, sondern auch durch Börsenspeculationen gewonnen hatte. Er war der Ansicht, er verdanke seine Erfolge nicht sowohl dem Glücke, als vielmehr seinem ausnehmend feinen und scharfen Verstande, und trug infolge dessen den Kopf sehr hoch. Er war sehr erfüllt von seiner eigenen Bedeutung und sprach von dem Schiffbruche, den er bei Sable Island erlitten hatte, wie von einem Unrecht, welches die Elemente ihm zufügt hätten. Er schien es gar nicht begreifen zu können, daß der Ocean es sich erlaubt habe, Herrn Philipp Haasberger auf den Sand zu werfen.

Viola war nicht unbekannt mit dem protzigen Auftreten der Geldmenschen, aber es schien ihr so, als ob ihre amerikanischen Landsleute sich doch noch durch eine gewisse Vornehmheit vor diesem Deutschen auszeichneten. Er hatte durchaus nicht die Sicherheit und Unbefangenheit des Benehmens, welche ihrer Meinung nach den Geldstolz bei den New-Yorker Millionären erträglich machten, sondern sie merkte Herrn Haasberger immer die Absicht des Großthuns an. Sie begriff sehr wohl, daß er Helene zur Frau erwählt hatte, aber sie begriff nicht, wie Helene diesen vulgären Menschen hatte nehmen können. Helene war reizend und wirklich aristokratisch. Viola sagte sich, daß sie selbst auch als armes Mädchen niemals einen solchen Mann geheirathet, sondern lieber selbst ihr Brod als Journalistin oder sonst in einer der in Amerika den Frauen offenstehenden Berufsarten verdient haben würde. Sie glaubte kein Wort mehr davon, was Helene ihr von ihrer Zuneigung zu ihrem Manne gesagt hatte.

Herr Haasberger seinerseits fühlte sich durch die Bekanntschaft mit Miß Thorbecker geehrt und geschmeichelt. Er hatte viel Geld, aber gegen das Thorbeckersche Vermögen war sein Besitz doch nur gering, und da der Besitz das einzige war, was ihm von allen Dingen imponirte, so bot er Alles auf, die Freundschaft mit der reichen Erbin zu kultiviren. Seine Frau stieg in seinen Augen durch diese Freundin. Er erfuhr, daß die Bekanntschaft mit dem Seeoffizier das Band der Anknüpfung sei, aber das machte ihn nicht argwöhnisch. Er war nicht eifersüchtig auf Lieutenant

von Raben. Im Gegentheil sprach er mit Bezug auf ihn geringschätzig von Hungerleidern und glänzendem Elend und lobte die amerikanischen Zustände, wo es kein großes stehendes Heer gebe, das den Steuerzahlern schwer auf der Tasche liege. Diese Aeußerungen erhöhten Violas Sympathie für ihn durchaus nicht, obwohl er geglaubt hatte, ihr etwas Angenehmes damit zu sagen.

Als Viola erzählte, daß sie die Absicht habe, einen Ausflug nach der alten Welt zu machen, Europa zu besuchen und einen Blick auf Palästina und Aegypten zu werfen, bemerkte Herr Haasberger, er selbst werde mit seiner Frau auch bald zurückkehren und einige Zeit in Paris zubringen, wo es im März schon ganz angenehm sei. Es werde ihn freuen, wenn sich Gelegenheit böte, die Reise mit Miß Thorbecker zusammen zu machen.

Hierauf entgegnete Viola, sie werde in ihrer eigenen Yacht reisen und wenn es Herrn und Frau Haasberger Vergnügen mache, so möchten sie mit ihr fahren. Sie wolle sie bis London bringen, wo sie zunächst bleiben wolle.

Die Einladung schmeichelte Herrn Haasberger sehr. So weit hatte er es noch nicht gebracht, daß er mit seiner eigenen Yacht hätte reisen können. Er überlegte nicht lange, sondern sagte zu und freute sich schon darauf, den Berliner Geschäftsfreunden von der angenehmen Fahrt zu erzählen, die er auf der Privatyacht einer Lady aus seiner Bekanntschaft gemacht habe.

Viola gab ihrem Schiffer Auftrag, die Yacht zu

einer langen Reise klar zu machen, und am 20. Februar begab sich die Gesellschaft, — Viola und Mrs. Hurley nebst einer Kammerfrau und zwei Negerbedienten, alsdann Herr und Frau Haasberger und endlich der Gschwendtnerbauer — zum Hafen, um das elegante Fahrzeug zu besteigen, welches Viola sich vor einigen Wochen gekauft hatte. Die Yacht war von ihr zu Ehren ihres seligen Vaters Franziska getauft worden.

Der kleine Dampfer lag unweit der Brooklyn-Brücke am Quai und konnte sehr bequem über die Laufplanke erreicht werden. Eben trugen die Neger das Handgepäck hinüber und Viola war im Begriff an der Seite Helenens an Deck zu gehen, als mit rasender Schnelligkeit ein mit zwei feurigen Füchsen bespannter Phaeton herankam und ein schlanker Herr von demselben herabsprang, welcher mit einem wundervollen Blumenstrauß in der Hand auf sie zutrat.

Es war Herr James Parker.

„Erlauben Sie, Miß, daß ich Ihnen zum Gruß mit dem besten Wunsche für Ihre Reise diese Blumen überreiche," sagte er seinen Hut in fashionabler Manier lüftend.

„Sie sind wirklich freundlich. Ich danke Ihnen, Mr. Parker," sagte Viola, und wollte eben den Strauß hinnehmen, als der Herr hinzusetzte: „Ich knüpfe an meinen Glückwunsch die Hoffnung, daß Sie meiner freundlich gedenken und bald zurückkehren werden um meine Wünsche zu erfüllen."

„Mein Herr," entgegnete Viola, indem sie ihre Hand zurückzog, „ich habe Ihnen zu verschiedenen Malen

erklärt, daß ich Ihre Wünsche nicht erfüllen werde. Deshalb will ich die Blumen lieber nicht annehmen."

Helene war allein weiter gegangen, da es ihr geschienen hatte, als ob es taktvoller sei, das Paar allein zu lassen.

„Miß Viola, ich fühle eine unauslöschliche Liebe zu Ihnen," sagte jener darauf. „Es macht mich sehr unglücklich, daß Sie abreisen. Sie treiben einen Mann zur Verzweiflung, der Ihnen wahrhaft treu ergeben ist."

„Das thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern."

„Nehmen Sie mir nicht die letzte Hoffnung, Miß! Diese Blumen, welche mit Ihnen reisen sollen, werden mir eine kleine Hoffnung lassen. Es wird etwas von mir sein, was Sie mitnehmen, und Sie werden finden, daß es überall langweiliger ist als in New-York, und daß Sie nirgends einen Mann finden werden, der besser zum Gatten für Sie paßt, als derjenige, welcher Ihnen diesen Strauß gab."

„Ich bin nicht dieser Ansicht, Mr. Parker. Sie werden mich zu Dank verbinden, wenn Sie mich nicht länger aufhalten und den Strauß behalten wollen. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Miß," sagte er mit einem finstern Blick, lüftete wieder den Hut und kehrte mit den zurückgewiesenen Blumen zu seinem Wagen zurück.

Viola ging auf Deck, und bald darauf peitschten die Räder das Wasser und suchte die Franziska ihren Pfad durch das Gewirr der Schiffe in das offene Meer hinaus. Es war ein schöner klarer Morgen, und wohl konnte es ein großes Vergnügen genannt

werden, auf dem prächtigen kleinen Dampfer in den Sonnenglanz und die reine Seeluft hinauszufahren und dabei das Gefühl zu haben, von Niemand abhängig zu sein als von dem eigenen Willen. Herr Haasberger war schon einige Male dringender Börsengeschäfte wegen mit einem Extrazuge von Hamburg nach Paris gefahren, aber mit dem eigenen Dampfer zu reisen, das war doch noch viel großartiger. Er betrachtete die schöne junge Dame mit dem höchsten Respekt.

Die Gesellschaft ging hinunter um nach dem Gepäck zu sehen und sich in den Kajüten einzurichten. Es war wunderhübsch da unten im Zwischendeck. Ein Speisezimmer, mit Eichenholz getäfelt, bot Raum für einen Tisch zu zehn Gedecken, ein Gesellschaftszimmer von Nußbaum, mit gelbem Ahorn eingelegt, war da, und hatte ein Pianino und bequeme Sitze, die mit gelber Seide überzogen waren. Bequem und elegant waren auch die Schlafräume und das Badezimmer.

Nachdem dies Alles bewundert worden und ein kleines Frühstück eingenommen war, bei welchem Hummersalat und Madeira die Hauptrolle spielten, ging die Gesellschaft wieder auf das freie Deck. Die Franziska befand sich bereits in der großen Wasserstraße nach Europa, und die vielen Segel rings umher zogen ihre Wege fast mit derselben Beschränkung, wie die Wagen in Berlin Unter den Linden oder in Wien auf der Ringstraße. Wohl zwanzig Schiffe waren in der Nähe der Franziska und nahmen denselben Kurs wie sie. Es war sehr lustig anzusehen, und Violas

Gesicht war hell und freudig. Da fiel ihr Blick unter den übrigen Dampfern und Seglern auf ein kleines Fahrzeug, welches ihr bekannt erschien. Es war eine Yacht, gleich der ihrigen, und sie kam sehr schnell herauf. Viola konnte deutlich bemerken, daß es mit jeder Minute etwas näher kam. Es war ihr so, als müsse dies die Yacht sein, auf welcher sie einst die Fahrt mit Mr. Parker gemacht hatte. Sie nahm ihr Opernglas und war nun außer Zweifel: das war der schlanke Bau, das war die Mastenstellung der Atalanta.

Seltsam! War Mr. Parker auf dem Schiffe und fuhr hinter ihr her? Was fiel ihm ein?

Es ging ein günstiger Wind, deshalb hatten auch hunderte von Segelschiffen, deren weiße Tücher überall zu sehen waren, den Hafen von New-York verlassen. Die Atalanta ging unter Segeln und lag gleich der Franziska hart am Winde, aber hatte auch Dampf aufgemacht, während die Franziska ihre Feuer hatte ausgehen lassen und nur unter Segeln fuhr.

„Mr. Hewitt," sagte Viola zu ihrem Schiffer, „ich sehe Mr. Parkers Atalanta dort heraufkommen. Es würde mich ärgern, wenn sie an uns vorbeiführe. Wollen Sie nicht die Maschine in Gang setzen lassen?"

Der Schiffer blickte nach der Yacht hinaus. „Ja, das ist die Atalanta," sagte er. „Sie hat eine sehr schnelle Fahrt. Wenn Sie befehlen, Miß, werde ich Dampf aufmachen lassen, aber es wird mindestens fünf Minuten dauern, bis die Wirkung der Maschine zu merken ist."

„Lassen Sie heizen! Sogleich!" sagte Viola.

Die Atalanta kam immer näher. Viola konnte durch ihr Glas Mr. Parker erkennen, der mittschiffs an der Verschanzung stand. Es war ein sehr hübscher Anblick, das Schiff zu sehen, wie es so schnell herankam. Sein Bug war so scharf geschnitten, daß er nicht einmal Schaum erregte, wie er das Wasser theilte. Es lag auf dem Wasser wie eine Möve. Aber für Viola war der Anblick gar nicht erfreulich, denn es kränkte sie der Gedanke, daß die Franziska weniger schnell sein könnte als die Yacht dieses unverschämten James Parker, der sich einbildete, von allen Dingen das Beste zu haben und überall der Erste zu sein.

Sie blickte auf ihre kleine Uhr, welche in einer Umrahmung von Diamanten und Rubinen aus ihrem Armband von Krokodilhaut hervorsah, und zählte die Minuten. Zwei von den fünf waren schon vorübergegangen. Ungeduldig verfolgte sie den Sekundenzeiger.

Inzwischen waren die Gäste neben ihr erschienen. Helene fragte, was es gebe, Herr Haasberger blickte durch sein Fernrohr, und der Gschwendtnerbauer stützte sich auf seinen Stock und sah aufmerksam unter seinen buschigen Braunen hervor auf die verfolgende Yacht. Er hatte noch immer so scharfe Augen, daß er auch ohne Glas ebenso gut sah, wie Herr Haasberger mit seinem Fernrohr, nur beim Lesen pflegte er, aber mehr der Würde wegen, eine Brille aufzusetzen.

Die Atalanta kam auf Luvseite immer näher und deutlich war jetzt zu sehen, das Mr. Parker einen bunten Strauß in der Hand hielt. Viola's Uhr zeigte,

daß vier Minuten verflossen waren. Die Schaufeln der Räder fingen eben an, Wellen zu schlagen. Da äußerte sich Mr. Parker durch das Sprachrohr über seine Absicht.

„Miß Thorbecker!“ rief er herüber, „ich bitte um die freundliche Erlaubniß, Ihnen diese Blumen überreichen zu dürfen.“

Aergerlich wandte Viola sich um. „Mr. Hewitt,“ sagte sie zu dem Schiffer, der jetzt wiederkam, „ich will schneller fahren. Machen Sie mehr Feuer!“

Der Schiffer ließ seinen Kautabak bedächtig in die linke Backe wandern. „Wir machen fünfzehn Knoten, Miß,“ sagte er. „Ich habe Petroleum in die Kohlen schütten lassen.“

Die Räder arbeiteten immer schneller und der Zwischenraum zwischen beiden Schiffen blieb eine Zeit lang derselbe. Drüben stand Mr. Parker mit hoch erhobenem Strauß.

„Lassen Sie dreißig Knoten machen!“ rief Viola ungeduldig. „Wir müssen das Schiff dort zurücklassen!“

Der Kautabak kehrte in die rechte Backe zurück, so daß sie anschwoll. „Ich kenne die Atalanta, Miß,“ sagte der Schiffer, „und ich kenne auch Mr. Parker. Ich weiß nicht, ob wir vorkommen werden.“

„Lassen Sie noch mehr Petroleum aufgießen, Mr. Hewitt. Hundert Dollars für den Heizer, wenn wir vorkommen.“

Der Schiffer entfernte sich und nach kurzer Zeit war zu bemerken, daß die Entfernung zwischen den beiden Dampfern größer wurde. Viola klatschte in die

Hände. Gleich darauf sah sie, daß in der Segelstellung der Atalanta eine Veränderung vorging. Die unteren Segel verschwanden und nur noch die Marssegel blieben, und sie standen so steif wie ein Brett. Ohne seemännische Kenntnisse erkannte Viola doch den Grund davon. Der Wind war stärker geworden und steigerte sich zu einer frischen Kühlte. Mr. Parker glaubte besser manövriren zu können, wenn er den Segeldruck verringerte. Die Franziska neigte sich jetzt ziemlich stark zur Seite, so daß auf der Luvseite das Rad einen Augenblick beinahe ganz aus dem Wasser hervorkam.

Dem Schiffer war dies nicht entgangen. Er schickte die Matrosen hinauf und ließ reffen.

Die Entfernung zwischen beiden Fahrzeugen ward immer größer, Mr. Parker war gar nicht mehr zu erkennen, nur die schlanke Gestalt der Atalanta selbst hob sich deutlich vom Wasser und Himmel ab. Und jetzt veränderte sich dieselbe wiederum; auch die Marssegel wurden gerefft, und mit nackten Masten und Raaen, allein von der Schraube getrieben, zog Mr. Parkers Yacht ihren Weg. Die Atalanta war ein Schraubendampfer, Viola hatte einen Raddampfer vorgezogen, weil derselbe von der unangenehmen Erschütterung des Hinterdecks frei war.

Herr Haasberger und der Gschwendtner blickten bedenklich nach dem Himmel und den Segeln über ihren Köpfen. Sie kannten schon diesen Wind und das Ueberneigen des Schiffes. Helene dagegen achtete nicht darauf. Sie saß mit einem nachdenklichen Zuge in

ihrem blassen Gesicht auf einer der Mahagonibänke hinter dem Maschinenraum. Viola ihrerseits stand mit entschlossener Miene nahe dem Platze des Schiffers, von wo aus sie Alles am besten beobachten konnte, und schien die Führung der Yacht selbst in die Hand genommen zu haben. Wie der Gschwendtner sie so beobachtete, erinnerte sie ihn sehr an ihren verstorbenen Vater. Gerade so hatte der Wildschütz geblickt, wenn er etwas Verwegenes auszuführen im Begriffe stand.

Mr. Hewitt machte es der Atalanta nach. Auch er ließ alle Segel einziehen, und nun setzten beide Schiffe ihren Wettlauf allein unter Dampf fort.

Viola beobachtete durch ihr Opernglas, und nach einer Weile preßte sie die Lippen ärgerlich zusammen.

„Mich dünkt, er kommt näher, Mr. Hewitt," sagte sie.

Der Schiffer antwortete zunächst mit einem Fluche. „Wir machen zwischen sechzehn und siebzehn Knoten, Miß," sagte er dann.

„Lassen Sie stärker feuern!" befahl Viola.

Ihr Befehl wurde ausgeführt. Wilder und wilder peitschten die Räder das Wasser, und mit leisem Aechzen wühlte sich die Franziska weiter durch die Wellen, die bereits angefangen hatten, unter dem Drucke des stärkeren Windes aufzuschwellen und Schaumkämme gegen die Planken des Fahrzeuges zu werfen.

Von den vielen Segeln, die noch vor einer Stunde zu sehen gewesen waren, sah man kein einziges mehr. Einsam zogen die beiden kleinen Dampfer dahin wie zwei Renner, die an das Ziel kommen wollen, mochte

es auch stürmen und das Element selber seine Unzufriedenheit mit menschlichem Trotz zu erkennen geben.

Augenscheinlich hatte auch Mr. Parker stärkere Anforderungen an die Maschine der Atalanta gestellt, denn die Yacht wuchs allmählich immer deutlicher aus dem Wasser empor. Sie kam näher.

„Meinen Sie nicht, theuerste Miß, daß es klüger wäre, nicht so stark zu heizen?“ fragte Herr Haasberger, der sich voller Besorgniß der Schiffsherrin näherte.

„Aber er holt uns ein!“ rief Viola.

„Und wenn er uns auch einholte, meine beste verehrteste Miß — wäre denn das ein Unglück? Mr. Parker will Ihnen doch nur seinen Strauß überreichen und ...“

„Verhöhnen will er mich,“ rief Viola, zornig mit dem Füßchen aufstampfend. „Fürchten Sie sich, Mr. Haasberger?“

„O ich fürchte mich durchaus nicht. Es ist mir nur meiner Frau wegen, die etwas schwache Nerven hat. Und es ist doch auch schon vorgekommen, daß ein Kessel geplatzt ist.“

„Lassen Sie ihn platzen! Er wird nicht platzen! Ich sehe, daß Ihre Frau stärkere Nerven als Sie, lieber Mr. Haasberger, hat, denn sie sagt kein Wort und fürchtet sich nicht. Eher wollen wir mit der Franziska auf den Boden des Meeres sinken, als daß Mr. Parker uns einholt. Nicht wahr, Mr. Hewitt?“

„Sicherlich, Miß!“ entgegnete der Schiffer, den die Leidenschaft des Wettbewerbes jetzt ebenfalls er-

griffen hatte, und der ganz von Stolz auf sein Schiff erfüllt war.

„Sicherlich!“ wiederholte Viola. „Lassen Sie stärker heizen! Sehen Sie, die Atalanta kommt herauf.“

In der That kam die Atalanta näher. So schnell die Franziska auch durch das Wasser pflügte und mit ihrem Bug einschnitt, daß der Schaum über das Vorderdeck hinwegspritzte — schneller noch flog die Atalanta daher. Glatt und leicht schien sie, aus der Entfernung gesehen, daher zu ziehen, mühelos das Wasser zu theilen, und schon zeigte sich wieder Mr. Parkers Figur. Er stand noch auf demselben Flecke oben auf der Verschanzung, hielt sich mit der Linken an einem Tau und winkte, wie im Spotte, mit dem Strauß in seiner Rechten.

„Können wir nicht Segel setzen?“ fragte Viola zürnend.

„Wir machen achtzehn Knoten,“ entgegnete der Schiffer. Die Segel nützen uns nichts, und der Wind würde uns nur überlegen.“

„Heizen Sie stärker!“

„Was Kohlen vermögen, daß geschieht schon, Miß.“

„Werfen Sie Fett hinein! Gießen Sie mehr Oel!“

Der Schiffer rief diesen Befehl in den Maschinenraum hinein.

Eine kurze Zeit lang blieben die Schiffe wiederum in derselben Entfernung von einander, dann zog die Atalanta von neuem an und kam näher.

„Heizen Sie mit Schinken!“ rief Viola in Aufregung und Zorn.

Ihr Befehl wurde ausgeführt. Von demselben Eifer angespornt, der ihrer Herrin die Besonnenheit raubte, bemühten sich der Heizer, der Stewart und die Matrosen, die Gluth unter dem Kessel bis zum Aeußersten zu erhöhen. Rücksichtslos wurden die Vorräthe der Speisekammer geopfert, und Schinken, Butter, sowie Büchsen mit Sardinen in Oel flogen ins Feuer. Mrs. Huxley lief in ihrer Begeisterung mit einem Glas der feinsten Pomade ihrer eigenen Toilette zum Kessel und opferte dies unersetzliche wohlriechende Schönheitsmittel. Mächtig prasselten die Flammen, und wie rasend trieben die Räder die stöhnende Franziska weiter.

„Zwanzig Knoten,“ bemerkte der Schiffer nach einer Weile, während er ingrimmigen Blickes auf das graziöse Bild der nachfolgenden Atalanta sah, die ihren Platz dort zweihundert Meter vom Heck der Franziska entfernt nicht verlassen wollte.

Nichts kümmerte Viola der brausende Wind, der ihr Haar zerzauste, daß es in Löckchen um den Rand ihrer schottischen Mütze flatterte, nichts das Spritzwasser, welches ihr Seidenkleid durchnäßte, wenn die Schöße ihres Mantels zur Seite flogen. Sie sah nur die Atalanta und den kecken Herrn, der dort drüben mit den verhaßten Blumen stand.

„Schneller! Schneller!“ rief sie dem Schiffer zu.

„Da, gleich nach diesem Ruf, that es einen furchtbaren Krach, wie wenn ein schweres Geschütz unter

Deck abgefeuert worden wäre. Rauch erfüllte die Luft, und die Franziska fing an zu schwanken. Was Herr Haasberger gefürchtet hatte, war eingetreten: der Kessel war gesprungen. Die Explosion hatte die Maschine zerstört, ein großes Loch in das Schiffsgebäude gerissen, und nun drang das Meer ein. Was jetzt weiter geschah, wußte Viola kaum. Von Hitze und Rauch fühlte sie sich umringt, dann ward sie von Eiseskälte umfangen. Sie kam erst wieder zur Besinnung, als sie sich von starken Armen getragen fühlte und dann auf dem Verdeck eines Schiffes stand. Vor sich erblickte sie die schlanke Figur und die spöttische Miene Mr. Parkers. Das Wasser lief ihm an seiner eleganten Kleidung herab, und er war ohne Hut, mit triefendem Haar. Aber er hielt in der Rechten seinen Blumenstrauß und sagte mit der fashionablesten Verbeugung: „Miß Thorbecker, ich bitte um gütige Erlaubniß, Ihnen diese Blumen überreichen zu dürfen.“

Viola nahm den Strauß, und es zuckte ihr in der Hand, ihm denselben ins Gesicht zu werfen. Aber sie hielt an sich, und in der nächsten Sekunde flogen die Blumen über Bord in die See. In einiger Entfernung kämpfte die Franziska ihren letzten Kampf mit den Fluthen. Jetzt hob sich ihr Hinterdeck, jetzt der Bug, nun drehte sie sich im Kreise herum, und jetzt verschwand sie mit einem gurgelnden, zischenden Tone.

„Wo sind meine Freunde?“ fragte Viola bleichen Antlitzes, doch mit funkelnden Augen.

Sie sah suchend auf dem Verdecke der Atalanta unter den hier zusammengedrängten Menschen umher.

Helene war gerettet. Ohnmächtig lag sie in Mr. Parkers Armen. Auch den Gschwendtnerbauern sah sie. Er saß wie in Betäubung da und trank aus einer Flasche, die ihm ein Matrose an den Mund hielt. Auch der Schiffer war da, und mehrere bekannte Gesichter ihrer Leute erblickte Viola. Dennoch fehlten einige. Herr Philipp Haasberger war verschwunden, die wackere Mrs. Hurley ebenfalls, dazu der Heizer und einer der Neger.

Viola blickte verzweiflungsvoll zum Himmel empor, dann preßte sie beide Hände vor das Gesicht.

Zehntes Kapitel.

Des Vaters Rückkehr.

Anna Marie und ihre Tochter Toni, sowie Michel, des Bauern Schwestersohn, hatten ihre Feiertagskleider angelegt, denn sie wollten zur Kirche gehen. Es war der Sonntag Exaudi des Jahres 1886.

Der Bäuerin war eigen zu Muthe darüber, daß sie so ganz thun und lassen konnte, was sie wollte. Ausgehen oder zu Hause bleiben, Knödel mit Fleisch kochen oder Topfennudel mit Kraut, alles konnte sie machen wie sie wollte, oder vielmehr wie die Toni es bestimmte. War es auch manchmal schon vorgekommen, daß sie gegen die herrische Rechthaberei ihres Mannes sich aufgelehnt und gewehrt hatte, so war doch im Grunde der sanften Anna Marie Gemüth so fügsam, daß sie stets jemanden nöthig hatte, der sie lenkte, und seitdem der Bauer fort war, führte Toni die Zügel der Regierung. Nur daß die Bäuerin das gar nicht bemerkte, während sie die Herrschaft des alten Gschwendt-

immer sehr deutlich verspürt hatte. Der Bauer war nun schon drei Vierteljahre lang von Hause abwesend, und wo er sich aufhielt, daß wußte daheim kein Mensch. Zu verschiedenen Malen, und namentlich an den hohen Festtagen, zu Weihnachten und Ostern, wo die Arbeit ruhte, hatten Anna Marie, die Toni und der Michel sich den Kopf darüber zerbrochen, was der Bauer nur anfange und wo er bleibe. Merkwürdigerweise war dabei keinem der Gedanke gekommen, daß ihm ein Unglück zugestoßen sein könne. Der alte Gschwendtner gehörte nicht zu den Leuten, bei welchen ihre Mitmenschen so leicht einen Unfall voraussetzen. Die Familie daheim war so sehr an das unbedingte Gebot des Alten gewöhnt, daß sie sich's auch jetzt nicht herausnahm, die Gründe seiner Abwesenheit zu kritisiren. Dieselbe ward mehr wie eine Fügung hingenommen, und man wunderte sich freilich sehr, aber freute sich doch auch heimlich der Freiheit und des Friedens im Hause. Bei alledem fehlte der Anna Marie etwas. Es war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden, den Alten brummen und schelten zu hören, daß sie sich oft ganz unbehaglich fühlte, wenn es zur Mittagszeit und Abends so still im Zimmer zuging.

„Wo der Vater nur bleibt!“ rief sie heute Morgen aus, als sie, das Gebetbuch und den Rosenkranz in der Hand, in das Wohnzimmer trat, wo die beiden jungen Leute auf sie schon warteten. „I woaß nit was dös is, aber mir liegts gar so schwer auf'm G'müth, daß er gar nit wiederkommt.“

„War nit aus! Der wird schon wiederkommen,“

sagte der Michel phlegmatisch. „Habts kein Sorg, er traut schon nit, mi allein so forthausen z' lassen am Gschwendtnerhof."

Toni seufzte. „Jetzt gehn wir ohne Vater halt schon wieder a mal so ganz allein zur Kirchen!" sagte sie. Indem sie aber von dem Vater sprach, dachte sie nicht nur an diesen, sondern hauptsächlich an den Xaver, der ebenfalls nicht wiederkam. Und es war für ein so hübsches und reiches Mädchen wie sie wirklich hart, noch immer ledig und aussichtslos verliebt zu sein.

Der Michel glaubte ihren Gedanken zu errathen. „So ganz allein geht man grad nit, wenn man z' Dritt is," bemerkte er anscheinend harmlos, „aber leicht kunnten wir z' Viert gehen, wenn Du nur an G'wissen — Du woaſt schon wen i mein — den kleinen Finger geben wolltest."

„Wen meinst, Michel? Red' grad raus und laß Deine Sticheleien!"

„Stell Di nit so, wen werd i denn meinen? Wer schleicht denn umanand wi a Fuchs um den Hennestall, und begegnet mir alleweil wann i vom Haus fortgeh oder heimkomm'?"

„Den Fuchsbauern Baltl, wann den meinst, den seh i schon gar nit, für mi läuft er sich umsonst d' Sohlen von die Schuh," entgegnete Toni mit strafendem Blicke. „I bin nur froh, daß er sich, seit der Vater fort is, nit mehr so oft mir in d' Näh z'kommen traut."

„Ja, ja," sagte der Michel, „so kanns den Madeln gehen. Der Bua, den sie wollen, is nit z'haben, den

andern der sie will, könnens nit leiden, und dann klagen's, daß kein Mann nit haben."

„Wo klag i? I klag nit!" rief Toni.

„Kinder, laßt Euern Streit, gebts a Fried!" sagte Anna Marie. „Machts vorwärts, 's läut ja schon z'samm und d' Kirchen geht an."

Aber Toni war so schnell nicht zu beruhigen. „Sprichst ja grad schon wie der Vater," sagte sie zum Michel. „Bild'st Dir wohl ein, weil Du fürs Feld sorgst und fürs Vieh, mußt auch für mi sorgen, daß i zu an Mann komm. Aber Du bist noch lang nit der Vater, und kannst Deine g'scheidten Redensarten für Di b'halten. Du bist weiter nix, als a dummer Bua."

„Na, na, sei nur nit gleich so oben 'naus, Toni, Du bist ja wie a Pulverfassel. Du woast ja doch, wie i's mein. Mir wärs ja schon recht, wenn Du den kriegtest, den Du gern hast. I möcht ja auch kein Madel heirathen, dös i nit leiden könnt. Freili, was mi angeht, möcht i überhaupt kein Madel. Da lob i mir die Wirthschaft im Feld und im Stall. Meine Roß, meine Ochsen und Küh thun alleweil was i will, aber die Madeln thun grad am liebsten 's Konträre, drum will i mein Lebtag nix mit'n Heirathen z'schaffen haben."

Unter diesen Gesprächen hatten die Drei das Haus verlassen und stiegen den Pfad hinab, welcher zum Dorfe führte, als sie von einem Burschen eingeholt wurden, der mit langen Schritten daher eilte und sie anredete.

„Grüß Gott mit ananđer! Geht's zur Kirchen, so nehmts mi mit."

„Grüß Gott, Baltl," sagte Anna Marie, und Toni nickte sehr zurückhaltend mit dem Kopfe und fügte hinzu: „Der Weg is ja frei. Du kannst gehen wo D' willst."

Der Fuchsbauer Baltl merkte die kühle Abweisung recht wohl, aber er war an dergleichen bei der Toni schon gewöhnt. Die Abwesenheit des Gschwendtnerbauer hatte an seinem Verhältniß zur Toni nichts verschlechtert und nichts gebessert. Toni gab ihm nach wie vor sehr deutlich zu verstehen, daß sie nichts mit ihm zu schaffen haben wollte.

Der Fuchsbauernsohn that, als ob er nichts gehört hätte und wandte sich mit seiner Rede an Anna Marie und den Michel.

„Habt Ihr's denn schon g'hört," fragte er, „daß es nit ganz richtig mehr is z'Münka drunt, und daß Schlimm's im Sinn haben mit unserm König?"

„Nix haben wir g'hört," sagte der Michel. „Was is mit Münka? habens leicht neue Steuern ausg'schrieben?"

„Geh zu, mit Deine Steuern. Wer redt davon? Hier handelts sichs um hohe Politik. Sie san uneins worden mitanand, der König und die hohen Herren in Münka, weil halt der König lieber bei uns in die Berg wohnt, als in der Stadt, und sie wollen ihn zwingen nach Münka z' ziehen. Aber der König wirds schon wissen, warum er lieber bei seine treuen Bauern

heraus bleibt, und wirds den Stadtherrn schon zeigen wer's Heft in der Hand hat."

„Wo hast denn Du dös g'hört?" fragte der Michel.

„Im Wirthshaus hab i 's g'hört, grad eben. Es is das allerneueste was giebt. Mein Vetter, der Hans, der an Vetter im Schloß hat, der im Marstall Reitknecht is, der hats verzählt. Wenn der 's verzählt, dann is schon wahr, denn der woaß immer ganz g'nau was im Schloß vorgeht."

„Und Du warst schon in der Früh, vor der Kirchen im Wirthshaus, Baltl?" fragte Anna Marie.

„Ja, woaßt, Bäuerin, wo sichs um Politik handelt, da kann a Mann wie i nit viel Rücksichten nehmen, sondern muß immer analog sein," entgegnete der junge Fuchsbauer, indem er sich in die Brust warf.

Das Wort „analog", welches er einmal von einem Advokaten aufgeschnappt hatte, war sein höchster Trumpf, da er selbst nicht wußte, was es bedeutete und auch bei allen Andern dieselbe Unkenntniß voraussetzte.

Aber die Toni war heute Morgen in kampflustiger Stimmung und ließ sich nicht imponiren. Es ärgerte sie, daß der Fuchsbauernsohn nicht nachlassen wollte, sich an sie heranzudrängen und nun wieder mit zur Kirche ging, so daß das ganze Dorf sie bei einander sah.

„Wichtig machen willst Di halt, Baltl," sagte sie trocken. „Du red'st so g'schwollen, daß wir denken sollen, Du verstandst was von der Politik. Aber die Herren in Münka werden Di doch nit um Rath

fragen und der König auch nit, deswegen braucheſt Du nit ſo früh in's Wirthshaus z'gehen."

„Dös woaß i, daß mi nit um Rath fragen werden, braucheſt nit ſo ſpitzi daherz'reden, Toni, aber dös Andre woaß i auch, daß i hier ſteh', wenn's dem König was z' Leid thun wollen, i und auch noch andere ſchneidige Buaben. Wir werdens nit leiden, daß den König von hier wegbringen, eher laſſen wir uns in Stück derhacken."

„Thu's mir z'lieb, Baltl, und geh a andern Weg," ſagte Toni. „I kann a ſolches Großthun nit gut anhören, wenn i auf dem Weg zur Kirchen bin. Du riechſt auch ſo ſtark nach Schnaps und Tabak ſchon in der Früh, daß 's mir z'wider is, wenn D' ſo an mi herkommſt."

Der Fuchsbauernſohn warf ihr einen böſen Blick zu. „Wenn Du 's nit wärſt, Toni, die mir ſo was ſagt, an jeden Andern wollt i 's zeigen, was zu bedeuten hat, den Baltl ſo anz'fahren. Von niemand ſonſt ließ i mi ſo ſchlecht behandln."

Er ließ ſich's indeſſen doch geſagt ſein, beſonders weil es ſeiner Eitelkeit ſtörend war, daß er keinen guten Geruch mit ſich bringen ſollte, und ſo ſchlug er ſich denn mit kurzem Gruße ſeitwärts.

„Bei unſerer lieben Frau von Ettal!" ſagte die Toni, während ſie ihm nachblickte, „der is g'weſen und kein anderer, der ſelbigesmal Feuer g'legt hat. I kann mi nit irren, wenn i ihn betracht wie er die Füß' ſetzt und mit die Arm ſchlenkert, denn i hab damals in

der Nacht g'sehen, wie er vom Haus wegg'schlichen is, an Eid könnt' i drauf schwören!"

„Red doch nit so daher, Toni," sagte ihre Mutter. „Du hast mir dös schon früher g'sagt und i hab Dir drauf den guten Rath geben, daß man von kein Menschen was Schlechts behaupten soll, wenn man's nit g'nau und sicher beweisen kann, und dös sag i Dir heut wieder."

„Wie sollt denn der Fuchsbauernsohn dazu kommen?" fragte der Michel. „Was hätt' denn der für a Vortheil davon, daß er sein Hals mit Mordbrennerei riskiren thät?"

„Dös woaß i freili nit, aber g'wesen is er's."

„A bissel verlumpt is er schon, seit ihm der Xaver selbigsmal a Loch in Kopf g'schlagen hat," sagte der Michel. „Er sitzt seit der Zeit viel im Wirthshaus, wo er's große Wort führt, grad wie sein Vater, und unter der Hand verzählt man sichs, denn laut darf man's nit sagen, daß der alte Fuchsbauer nit grad so rar mit sein Vermögen b'stellt ist, wie man meint. Aber daß er's Haus sollt an'zündt haben, dös trau i ihm doch nit zu."

Die Familie war inzwischen vor der Kirche angekommen und das Gespräch hörte auf. Andächtig wohnten sie alle Drei dem Gottesdienste bei, und nach Beendigung desselben hielten die Frauen noch Gespräche mit bekannten Familien, so daß es ziemlich spät war, als sie nach Hause zurückkehrten. Anna Marie ging voran, der Michel und die Toni folgten und hatten die Unterhaltung über die Vermögensverhältnisse des

Fuchsbauern wieder aufgenommen. Mit einem Male, während sie noch mehrere hundert Schritte vom Hause entfernt waren, und soeben erst den Hügel hinanzusteigen begonnen hatten, stieß Anna Marie einen schwachen Schrei aus und fing an zu taumeln, so daß die beiden jungen Leute in der Meinung, daß sie plötzlich erkrankt sei, zusprangen und sie mit den Armen umfingen.

Anna Marie war ganz bleich und deutete mit der Hand nach dem Hause hin.

„Jesus Marie! Der Vater!" schrie Toni laut.

„Wenn's nit sein Geist is," flüsterte Anna Marie mit furchterfülltem Blick.

„S' wird sein Geist nit sein, Bas'n," entgegnete Michel langsam. Ihm selber war unheimlich zu Muthe und unwillkürlich sagte er leise: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn." Droben vor dem Hause auf der Bank saß ganz so wie er früher dort zu sitzen pflegte, der Gschwendtnerbauer. Er hatte die Pfeife im Munde, den Hut auf dem Kopfe, die Fäuste auf die Schenkel gestützt, und blickte in das Thal hinab.

„S'is der Vater," rief die Toni, welche zuerst ihre volle Besinnung wiederfand. Und gleich darauf stemmte sie beide Hände in die Hüften, so daß ihr das Gebetbuch entglitt und zu Boden fiel, und stieß einen Juchzer aus, der hell und durchdringend weit über Berg und Thal erscholl.

Der Alte aber vor der Thür mußte diese Freudenbezeugung wohl sehr gerne gehört haben, denn ganz gegen seine sonstige bedächtige und mürrische Gewohn-

heit, schwenkte er den Hut, stieß ebenfalls einen Juchzer aus, der jedoch nicht so frisch und klar wie Toni's Stimme klang, und kam der Familie entgegen gegangen.

Auch die Anna Marie hatte jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß es kein Geist, sondern der Gschwendtnerbauer in Fleisch und Blut sei, den sie dort oben sehe, und sie eilte in athemloser Hast bergauf mit den jungen Leuten. Aber seltsam kam allen Dreien doch der Bauer vor, als sie ihn in der Nähe deutlicher sehen konnten. Das war nicht mehr der knorrige Alte, das war ein Greis, der dort herkam. Zuerst war die Toni da und schloß ihn in die Arme, dann kam die Anna Marie und faltete die Hände, indem sie vor ihm stehen blieb.

„Ja, lieber Vater, wie schaust denn Du aus?“ fragte sie ihn. „Is dir's denn nit gut ganga auf Deiner Reis', daß Du so gar miserabel ausschaust? Bist ja ganz weiß worden! Jesses Marie, ganz alt und hinfällig bist!“

Der Bauer nahm diese Begrüßung, in welcher die wahre Meinung seiner Frau so ganz ungeschminkt hervortrat, nicht gut auf. Sie rückte ihm gar zu deutlich vor Augen, was kein Mensch sich gern eingesteht. Trotz aller guten Vorsätze, mit denen er heimgekommen war, und trotz der natürlichen menschlichen Freude, die er beim Wiedersehen seiner nächsten Angehörigen empfand, konnte er sich nicht enthalten, zunächst zu erwiedern: „Halts Maul, Alte! Was hast mi so anz'schauen? Woaß schon selber, daß i kein Bua

mit zwanzig Jahr mehr bin. Brauchst deswegen kein solches G'schrei z'machen!"

Dann zog er aber doch Anna Marie an sein Brust und gab ihr einen Kuß, der die rauhen Worte wieder gut machte.

„Da bist ja Du auch, Michel," sagte er dann, diesem die Hand reichend. „Nun, wie is? Hast Alles schön in der Ordnung g'halten, daß nit an allgemeinen Durchananđer geben hat, derweil i fort war?"

„Ihr werd'ts nachher selber sehen, Bauer," entgegnete der Michel. „I hoff, es wird Euch schon g'fallen, und wanns Euch erst amal umg'schaut habts im Feld und im Stall, dann denk i werds z'frieden sein mit mir."

„Und wo bist Du denn nur so ewig lang g'wesen, Vater?" fragte die Toni, welche sich ihm an den Arm gehängt hatte, während Alle den Hügel hinaufschritten.

„Toni", sagte er ernst und gewichtig, „i war in der weiten Welt, in Amerika und in andere Länder, und hab gar viel Fürchterlichs auf dem Meer verlebt. I hab viel von der Welt g'sehn, und hab mir g'merkt, daß auf unserer armseligen Erden nur was Oanzigs gibt, dös den Menschen glücklich und reich machen kann. Dös is die treue Lieb. Und deswegen hab i mir vorg'nommen, wenn i wieder nach Haus z'ruckkomm, nachher will i zu meinem oanzigen Kind sagen: i will Dir den Thorbecker Xaver zum Mann geben, seids glücklich mitanand! Und dann sollst Du sehen, daß Dein Vater . . . ."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn die Toni war

ihm mit einem Freudenschrei um den Hals gefallen und erstickte seine ferneren Worte unter ihren Küssen. Die Anne Marie und der Michel aber gingen ihres Weges dahin und konnten sich nicht genug verwundern. War die Welt anders geworden, oder waren sie selbst verhext?

Es gab heute im Hause des Gschwendtner ein Mittagsessen, so fröhlich, wie es wohl noch niemals dort verzehrt worden war. Hatte auch die alte Kathrine ebenso sehr den Kopf verloren wie die Bäuerin selbst, so daß der fette Schweinebraten verbrannt und die Knödel verkocht auf den Tisch kamen, so schmeckte es doch Allen in der Freude vortrefflich, und die Toni hatte zu dem schäumenden Bier auch den rothen Tyrolerwein geholt, mit dem sie fröhlich anstießen.

„Die oanzige Frag' is jetzt nur, wo der Xaver is," sagte der Bauer. „Wenn i dös g'nau wüßt', so könnt'st Du ihm schreiben, daß er herkam. I hab' ihn z'letzt in New-York g'sehen und selbigsmal," — der Bauer verschluckte den anfänglich beabsichtigten Satz, da er sich erinnerte, welche böse Szene damals gewesen war, — „selbigsmal war der Xaver noch bei dem preußischen Baron, dem Marineoffizier, wißt's. Nun hat mir freili a gar vornehm's Fräulein, mit der i bekannt worden bin, g'sagt, daß der Offizier und der Xaver nach London gereist wären, und daß der Offizier Attaché bei der deutschen Botschaft wär'. Gelt, dös versteht Ihr natürli nit, aber i will's Euch schon erklären. Also a Botschaft is, wenn — i mein', Botschaft is so a Botschaft von vornehme Herrn und

Offizier, die weiter sonst nix z' thun haben, als daß in an fremden Land spazieren gehen und umanand schauen und schreibens dann an die Minister daheim, was g'sehen haben. So was is auch der Lieutenant Baron, der jetzt übrigens Kapitän worden is. Wenn Du nun an den Xaver schreiben willst, Toni, so schreibst auf dös Briefel nur: Botschaft des deutschen Reiches in London. Dann wird's schon ankommen."

Mit Staunen nahmen die Frauen und der Michel die weltmännischen Kenntnisse des Bauern wahr.

„Aber Vater," sagte die Anna Marie, „i merk' schon, 's Großthun hast auf Deiner Reis' noch nit ganz aus-g'lernt. A vornehm's Fräulein hat Dir's g'sagt? Was kennst denn Du für vornehme Fräulein?"

„Sakredi," entgegnete der Gschwendtnerbauer, „wenn Du's erst wissen thatst, Anna Marie, wer selbiges Fräulein is! Nit, als ob dös die oanzige noble Dam' aus meiner Bekanntschaft wär'. Weit g'fehlt! Wer in der Welt herumkommt, der lernt schon Damen kennen. Aber grad' die selbige, wer die is, Anna Marie, dös derrathst nimmer, und wenn Du Jahr und Tag sonst nix thatst, als drüber nachsinniren."

„So sag's doch, Bauer, sonst bringt uns d' Neugierd' noch um."

„Mit Vornamen heißt sie Viola und mit Familiennamen Thorbecker, und sie is die Tochter von dem nixnutzigen Lumpen, dem Franzl, und der Franzl lebt nit mehr, aber hat, wie er g'storben is, a Vermögen von mehrer' Millionen hinterlassen, und die Viola is die oanzige Erbin, denn die Mutter is auch todt. Da

sieht man halt, was aus an Menschen werden kann, wenn er nur recht keck is un a Glück hat."

Anna Marie faltete die Hände. Sie vermochte nichts zu sagen, es kam ihr so vor, als ob der liebe Gott die Menschen auf eine unbegreifliche Art in der Welt umherwerfe. Der Gschwendtner erzählte indessen noch weiter, und als er dann auf den Xaver zurückkam, sagte er, indem er sich hinter dem Ohre kratzte: „Dös Oanzige, was mir jetzt Gedanken macht, is, wie i vom Fuchsbauern loskomm'. Denn abg'macht is abg'macht. Denkst noch dran, Anna Marie, wie damals schon bei unserer Hochzeit der Fuchsbauer mir sein Wort geben hat, wie i ihm auch dös mein', und daß derzeit immer als fest ang'nommen und von mir wiederholt bestätigt worden is, daß der Baltl die Toni zur Frau haben soll? A Verspruch b'steht freili nit, dös hab' i nieamals durchsetzen können, weil dös Dirndl gar so an eisernen Kopf hat. Woaß nit, von wem's den hat, die sakrische Dirn' muß ihn wohl von Dir haben, Anna Marie. Aber wenn's auch nit verlobt sind, so bin i doch dem Fuchsbauern gegenüber bunden und woaß nit, wie i von ihm loskommen kann, denn er hat ja doch amal mein Wort."

Die Toni machte dazu ein Gesicht, als ob sie sagen wollte, daß dies ihr geringster Kummer sei, und die Anna Marie war schon im Begriff, im Sinne der Toni etwas zu entgegnen, als diese mit der durch die Liebe noch verschärften weiblichen Schlauheit selbst das Wort ergriff, um dem Vater Recht zu geben. Denn sie sagte sich, daß der Vater, da er einmal selbst schon

vom Fuchsbauern loskommen wollte, ja nicht durch Widerspruch irre gemacht werden dürfe.

„Dös is wahr, Vater,“ sagte sie. „Dein Wort mußt D' halten. Dös is heilig. Aber ich hab mein Wort nit geben, i muß den Baltl nit nehmen, wann i nit will, i kann thun was i mag. Bleib Du bei Dein Wort, und i geh ins Kloster.“ Bei diesen Worten zog sie den Zipfel ihrer Schürze empor und preßte ihn an die Augen.

„Na, na!“ rief der Bauer tröstend. „Wirst doch nit weinen, Toni, an dem Tag, wo i wiederkommen bin und Dir mein' Zusag' geben hab, von wegen dem Xaver. I werd' schon was finden, um mi mit dem Fuchsbauern ausanander z'setzen. Brauch nur a wenig drüber z' studiren, nachher werd' i schon was rausbringen. Is ja auch noch nix über d' Mitgift stipulirt worden, und nix über dös, was der Fuchsbauer sein Baltl mitgeben wird bei der Heirath. Freili, dös möcht die g'ringste Schwierigkeit sein, denn reich is der Fuchsbauer.“

„Hm, hm,“ machte der Michel. „Derzeit Ihr fort gewesen seids, Bauer, hat sich gar manches g'andert. Man red't davon, daß nit gar so gut stehen soll mit dem Fuchsbauern, und daß er viele Schulden auf sein Hof hätt'.“

„Sakredi!“ rief der Bauer, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „So wär's jetzt doch so kommen wie i früher manchmal bei mir denkt hab? In an solchen großen Anwesen muß ja alles ruckwärts gehen, wann der Bauer und sein Sohn sonst nix thun, als

den ganzen Tag im Wirthshaus sitzen, Karten spielen und dumme Spasseln machen, daß d' ganz Stuben lacht, statt daß' z' Haus arbeiten und nach der Sach sehen. Jetzt versteh i auch, was der Fuchsbauer so viel in der Stadt alleweil z' thun hat, bald in Füssen und Kempten, bald gar drunt in Münka."

Auf diese Weise war der Bauer bald bereit, den ungünstigen Gerüchten über des Fuchsbauern Vermögensstand sein Ohr zu leihen, was er schwerlich zu der Zeit gethan haben würde, wo er noch die Verheirathung der Toni mit dem Baltl beabsichtigte.

Elftes Kapitel.

Revolutionen im Hochgebirge.

Die Toni hatte sich daran gemacht, dem Xaver einen Brief zu schreiben, und gedachte denselben unter der Adresse wegzuschicken, welche ihr weltkundig gewordener Vater ihr angerathen hatte. Doch kam sie nicht gar so schnell mit dem Schreiben zu Stande. Sie war Willens, dem Xaver zu schreiben, ihr Vater sei anderen Sinnes geworden und willige ein. Aber indem sie schrieb, kamen ihr Gedanken des Zweifels, wie sie sich auszudrücken habe, um sich dem Xaver, der nun schon so lange fort war, ohne etwas von sich hören zu lassen, nicht geradezu an den Hals zu werfen. Wenn nun der Xaver etwa ein anders Dirndl gefunden hatte? Sie dachte sich, daß er in Amerika und in England viele werde gesehen haben, und die Geschichte von des Franz Thorbecker Testament und von der schönen und reichen Viola, die den Xaver hätte heirathen sollen, gab ihr eine Beunruhigung. Zwar hatte ihr

Vater, als er dies alles erzählt, zum Lobe Xavers angeführt, derselbe habe Violas Hand ausgeschlagen, aber Toni fand doch etwas in der Geschichte, was ihr nicht gefiel.

Unruhige Gedanken über Xavers Treue waren ihr niemals gekommen, so lange noch des Vaters Verbot zwischen ihr und ihm gestanden hatte. Aber nun war das anders, und die Toni wollte sich vorsichtig ausdrücken in ihrem Briefe. Das brachte sie aber nicht so schnell fertig, und sie verbrauchte mehrere Briefbogen und ging mehrere Tage mit heißen Wangen umher, ohne doch ihre Epistel fertig bringen zu können.

Da kam eines Nachmittags, als sie eben wieder beim Schreiben war, die Kathrine hereingelaufen und sagte ihr in großer Aufregung, daß die Bauern im Dorfe auszögen in den Krieg. Es seien viele zusammengekommen und auch aus den andern Dörfern zögen Bauern herbei. Aus mehreren Ortschaften höre man die Glocken läuten, das habe eben ein Knecht erzählt, der vom Dorfe gekommen sei.

Toni sprang von ihrem Stuhle auf und lief ins Wohnzimmer, wo ihre Mutter mit dem Vater über eben dieselbe Begebenheit sich unterhielt. Die Gerüchte, von denen der Fuchsbauernsohn zuerst erzählt hatte, waren in den letzten Tagen allgemein bekannt geworden. Es hieß, daß die Herren in München dem König, welcher auf Schloß Neuschwanstein residirte, die Regierung aus den Händen nehmen wollten, und heute hieß es sogar, dieselben wollten den König gefangen nehmen oder hätten ihn bereits gefangen genommen.

Das hatte die größte Aufregung im Gebirge unter allen den Bauern hervorgerufen, die König Ludwig bei seinen schnellen und glänzenden Fahrten gesehen hatten, sich untereinander Geschichten von seiner großen Leutseligkeit gegen arme Leute aus dem Hochgebirge und von seinem Stolze gegenüber den Vornehmen erzählten und ihn wie ein höheres Wesen verehrten. Die Nachricht von des Königs Gefangennahme hatte sie die Waffen ergreifen lassen. Im Gschwendtnerhof, der abseits lag, so daß dort die Tagesereignisse immer erst etwas später als im Dorfe bekannt wurden, hieß es, die Mannschaft rücke aus, um den König zu befreien.

Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl auch in das Haus des alten Bauern. Er stülpte den Hut auf den Kopf, ergriff seinen Stock und ging, um selbst zu sehen. Ebenso banden Anna Marie und die Toni rasch statt der Hausschürzen andere, schönere zum Ausgehen vor, der Michel kam herbei gelaufen und dann verließen sie das Haus. Beim Fortgehen befahl der Bauer noch der Kathrine und den Knechten für Haus und Hof Sorge zu tragen. Diese warteten, bis der Bauer ihnen aus dem Gesichte war, und liefen dann ebenfalls fort, um zuzusehen, wie der König Ludwig aus der Gefangenschaft der Münchener Herren befreit werde.

Als die Familie Gschwendtner im Dorfe ankam, waren verschiedene Haufen von Bauern zu erblicken, welche theils vor dem Gasthause „zur Liesel“, theils weiter entfernt, dem Ausgange des Dorfes nahe, standen

und unter einander berathschlagten. Die Köpfe waren erhitzt, und fast alle Männer trugen ihre Stutzen im Arm. Der Fuchsbauernsohn war voran als Wortführer vor dem Gasthause, die Arme weit emporgereckt, wenn er Drohungen ausstieß, und das Hütel keck in den Nacken geschoben. Als er die Familie Gschwendtner erblickte, schrie er noch viel lauter als vorher und gab sich eine noch trotzigere Haltung.

„Grüß Gott!“ rief er, das Hütel schwenkend der Toni zu, als diese mit ihrer Mutter sich unter die Frauen mischte, die im weiten Kreise um die Männer herum standen. „Heute Abend, wann wir z'ruckkommen und haben unsern König mitbracht, nachher aber wollen wir lustig sein und eins zusammen tanzen, Toni! Und niemand soll mit Dir tanzen dürfen, als i, ausg'nommen der König selber, der die schönen Madeln im Gebirg wohl besser leiden kann und lieber hat, als die Städtischen.“

„Gib ihm kein Red drauf, er is betrunken!“ flüsterte Anna Marie ihrer Tochter zu.

„Was wollt's denn, ihr Manneter und Buabn, wohin wollts denn marschiren?“ fragte der Gschwendtner, indem er sich an die Gruppe heranmachte und sich bedächtig auf seinen Stab lehnte.

„Dös ist die Frag,“ antwortete einer unter dem wirren Geschrei der Menge. „Etliche meinen, wir sollen nach dem Schloß Hohenschwangau ziehen, wo die Herrn aus Münka san, und sollen die vorerst g'fangen nehmen, damit sie dem König nix z' Leid thun können. Die Oan wieder sagen, 's war g'scheidter,

wir gingen gleich nach Neuschwanstein, wo der König wohnt, dort müssen wir ihn b'schützen, sagens."

„Geh zu! red nit so daher!" rief ihm der Fuchsbauernsohn zu. „Sie haben ja den König schon g'fangen in Neuschwanstein, dös hat mir mein Vetter verrathen, der Hansl, der an Vetter hat, der im Schloß Reitknecht is, der woaß All's. Wir müssen . . ."

„Wo is denn der Hansl, der All's woaß?" fragte der Gschwendtnerbauer.

„Der Hansl is auf'm Weg, um ausz'kundschaften, wohin's den König bringen wollen."

Der Gschwendtnerbauer sagte nichts, sondern lehnte auf seinem Stock, schmauchte seine Pfeife und betrachtete die Vorgänge, ohne sich einzumischen. Er hatte so viel von der Welt gesehen und so harte Stöße in derselben erlitten, daß er es für klüger hielt, den Ereignissen fern zu bleiben. Er hörte wohl von den Geschichten von Ermordung der königlichen Hartschiere und von Kämpfen zwischen dem König und den hohen Herrn mit an, welche die Bauern sich einander erzählten, aber er glaubte nicht Alles und schwieg still dazu. Es wollte ihm nicht einleuchten, daß die Bauern stark genug sein sollten, um gegen die Herren in München auftreten zu können, aber er wollte seine Meinung für sich behalten, um nicht Unannehmlichkeiten zu haben. Denn er sah, wie eifrig namentlich die jungen Burschen waren, so daß sie eine Widerrede wahrscheinlich übel aufgenommen haben würden.

Jetzt kam des Baltl Vetter, der Hansl, herbeigelaufen und rief, daß die Bauern von Blöckenau, Pflag

und Nieder- sowie Ober-Pinzwang ebenfalls schon unterwegs seien und nach den Schlössern marschirten. Diese Botschaft gab den Ausschlag, und es ward aufgebrochen. Ein Trupp ging auf dem Fußwege, der vom Dorfe nach dem Schlosse Hohenschwangau führt, der andere wandte sich nach der andern Seite und marschirte auf der Fahrstraße nach Schloß Neuschwanstein. Von der Fahrstraße bog derselbe bald ab und wählte einen geraden Weg bergauf, der die rüstigen Gebirgsleute gewiß in einer halben Stunde zum Schlosse führen mußte.

Anna Marie und die Toni, sowie eine Menge anderer Frauen und Mädchen, zogen mit. Im Dorfe passirte nicht so viel Neues, daß das liebe Weibervolk sich diese Gelegenheit, etwas Sehenswerthes mit anzuschauen, hätte entgehen lassen sollen. Und die Befreiung eines Königs war immerhin ein Ereigniß, das man nicht alle Tage erlebt.

Als indessen der Trupp soeben von der Fahrstraße abgebogen war und den Fußweg betreten hatte, mußte wohl, wie die Toni dachte, ein Hinderniß des Vorwärtsdringens eingetreten sein. Denn der Marsch stockte und da vorne wurden Stimmen laut.

Toni befand sich noch mit ihrer Mutter und einigen andern Frauen an der Einmündung des Fußweges in die Fahrstraße. Sie wollte sehen, was es gebe, und sprang leichtfüßig zwischen den Bäumen dahin, deren Stämme im Lichte der Nachmittagssonne röthlich glänzten. Als sie nun aber an die Spitze des kleinen Zuges kam, wo der Fuchsbauernsohn vornan war, und

ihre hellen Augen über die Gruppe der nunmehr auf einem Platze versammelten Bauern hinflogen, da gab es ihr einen plötzlichen Stich und Schlag, so daß sie die Hand aufs Herz preßte und nicht den kleinsten Schrei hervorbringen konnte. Denn gerade dem Baltl gegenüber stand die Gestalt, welche ihr nun schon seit Jahren als die allerinteressanteste auf der ganzen Welt vor Augen schwebte. Der Xaver stand da in seiner ganzen Männlichkeit, wieder in die heimische Tracht gekleidet, und hemmte, indem er mitten auf dem Fußpfade stand, den Weitermarsch der bewaffneten Bauern.

„I sag' Dir, Xaver, mach Platz und laß uns weitergeh'n!" rief der Fuchsbauernsohn drohend. „Hast uns lang g'nug aufg'halten mit Dein' damischen Gschwatz. Geh aus'm Weg, sag i, sonst kann Dir's schlecht gehen."

Aber der Xaver ging nicht aus dem Wege, sondern stand ganz gemächlich da, und es lag, wie der Toni dünkte, eine Art von gutmüthigem Humor auf seinem Gesichte.

„Und wohin wollts denn, wenn Ihr nach der Burg kommt?" fragte er. „Wollts gradaus durch die dicken Mauern marschiren, oder wollts durchs Thor gehen, wo die Gendarmen stehen? I gib Euch an guten Rath, machts kein solchen Unsinn, und laßts den Fuchsbauern Baltl schön allein gehen, wenn er gar so viel Schneid hat."

„Wir werden schon 'neinkommen! Wir werden den König schon finden! Wir werden den König befreien!" riefen die Bauern.

„Ihr Leut', da habts schon recht. Wenn's dem

König was helfen thät, und es könnt ihm nutzen, daß wir hinmarschireten, da ging i ja selber mit. Denn den König liebt wohl a Jeder im Gebirg, und i nit weniger wie Ihr. Aber i sag Euch auch, daß es nix nutzt. Denn der König ist schon gar nit mehr auf der Burg droben."

Einen Augenblick machte diese Nachricht Alle still. Dann aber brach es vom Neuen los: „Wo is er denn? Wir wollen ihm nach! Dös lügst Du, um uns aufz'halten! Wo soll denn der König sein?"

Und während dieser und anderer Rufe erhoben die zornigen Bauern die Waffen in ihren starken braunen Fäusten, und besonders der Fuchsbauernsohn schwang seinen Stutzen in gar drohender Art.

„Wißt's ihr Leut, i komm grad eben von Münka 'rauf," sagte Xaver beschwichtigend, „und da hab i mehrer von der G'schicht g'hört, als Ihr hier im Dorf. Der König is gar nit mehr auf Neuschwanstein, sondern er is nach Schloß Berg g'fahren, und mehrer Doktor san bei ihm, weil er krank is — in sein' Kopf is nit recht richtig. So erzählen's in Münka."

„Dös san lauter Lugen und ausg'spitzte Schlich!" rief der Fuchsbauernsohn. „Wir wollen's selber sehn, ob's a so is! Wir wollen zur Burg 'nauf."

„Ja, ja! Wir wollen selber schauen!" riefen die Uebrigen.

„Laßts Euch doch rathen, seids g'scheidt," sagte Xaver noch einmal ermahnend. „Ihr kommt ja in Kampf mit den Gendarmen, und ausrichten könnts doch nix. Ihr wißt gar nit, was Ihr jetzt dummes

thun wollt. Wie könnt Ihr denn gegen die Regierung streiten? Erst kommen die Gendarmen und hinter denen steht die ganz' Armee. Glaubts mir, mit G'walt ist da nix z'machen.

„A elendiger Lump bist Du!" schrie der Baltl, der noch seinen alten Zorn auf den Xaver hatte. „Weil Du a Preuß worden bist, deswegen willst es nit leiden, daß wir unserm König helfen. Man kennt Di und Dein' Falschheit schon. Versperr uns den Weg nit länger, geh' auf d'Seiten, sonst" — und der Fuchsbauernsohn nahm seinen Stutzen schußgerecht, schon knackte der Hahn, und im nächsten Augenblicke konnte er im trunkenen Muthe sich vergessen und auf Xaver gefeuert haben.

Da brach ein heller Schrei aus Tonis Kehle hervor, und wie geflogen kam das Mädchen daher, um sich zwischen die beiden Gegner zu werfen.

Xaver erblickte sie. Erst jetzt bemerkte er ihre Gegenwart, da er in dem Gedränge auf dem Waldwege nicht seitwärts gesehen, sondern ganz mit den Bauern vor ihm zu thun gehabt hatte. Und nun spielte sich eine Szene ab, die für den Augenblick alle Aufmerksamkeit der Anwesenden beschäftigte und selbst die leidenschaftliche Bewegung der zum Kampfe für den König ausziehenden Bauern dämpfte. Denn Xaver stieß einen so mächtigen Juchzer aus, als er die Toni sah, daß er allen Tumult damit übertönte, und die Toni vergaß jeder Rücksicht, die sie sonst als sittsames Dirndl zu nehmen pflegte. Die Liebenden lagen sich einander in den Armen und riefen sich einander mit

einer vor Freude und Schluchzen halb erstickten Stimme ihre Begrüßung zu, ohne sich um die Schaar der Bauern und Bäuerinnen im Geringsten zu kümmern.

Der Fuchsbauernsohn stand wie versteinert da. Unschlüssig bewegte er den Stutzen in den Händen und vielleicht hätte er doch noch, aller Ueberlegung baar, von dem Schießgewehr Gebrauch gemacht, wenn seine Begleiter ihn nicht umringt und zurückgezogen hätten. Die Worte Xavers waren doch nicht ohne Wirkung geblieben. Wenn sie ein wenig nachdachten, so mußte den Bauern doch zum Bewußtsein kommen, daß sie nichts würden ausrichten können, sobald sie die Regierung und die Truppen gegen sich hatten. Eine unklare Vorstellung davon, daß der König von ihnen befreit werden müsse, und daß dann das gute Recht, weil der König selbst, auf ihrer Seite sei, hatte ihren royalistischen Eifer entzündet, aber wenn sie den König gar nicht auf Neuschwanstein fanden — was wollten sie dann thun?

„I sag Dir, Fuchsbauer, wenn der König nach Schloß Berg abg'reist is, nachher können wir nix anders thun, als schön stad wieder z' Haus gehen," sagte der Eine. „Wer woaß, ob's denn auch wahr is. Vielleicht hats der Thorbecker Xaver nur derlogen, um uns für an Narren z' halten," sagte der Andere. „Dös san die Preußen!" rief der Fuchsbauernsohn grimmig. „Der Xaver is selber a Preuß worden. Der steckt mit die Andern unter oaner Decken. Die Preußen richten 's bayrische Land z' Grund. Wir dürfens nit leiden, daß sie uns unsern König nehmen. Dös is

Verrath, und die Herren aus Münka die san mit die Preußen im Bund!"

Während so unter den Bauern berathschlagt wurde und der Weitermarsch stockte, hatte Xaver Thorbecker seine Toni sachte bei Seite geführt und sie, von seinem Arm umschlungen, von der Menge weg zu einem Platz im Walde geleitet, wo sie allein und ungestört sich den Versicherungen ihrer Liebe und Treue überlassen konnten.

„O, mein herzigs Dirndl," sagte der Xaver, „i bin wie im Himmel so froh, daß i Di wieder hab! Die Zeit, wo i fort war, is mir so ewi lang vorkommen, wenn i auch alleweil an Di denkt hab. Kein' Stund is wohl vergangen, wo i nit g'hofft hätt', daß mirs bald vergunt sein möcht, mein' lieben Dirndl in die hellen Augen z' schaun und a Busserl auf seine rothen Lippen z' geben. Und siehst, d' Hoffnung hat mi nit betrogen, jetzt hab i Di wieder, Du lieber Schatz."

„Ach, Xaver," entgegnete die Toni, „unserer lieben Frau sei's tausendmal dankt, daß Di wieder glücklich heimg'führt hat. I hab fleißig für Di bet! O, wie froh i bin, daß D' wieder g'sund und lebendig vor mir stehst, dös kann i gar nit sagen. I hab auch alleweil an Di denkt, Xaver, aber i hab so viel Kummer um Di g'habt, denn woaßt, gar oft is mir die Furcht ankommen, 's Meer kunt Di verschlungen haben, und dann hat mir diamal d' Angst 's Herz fast abdruckt, wenn i drun denkt hab, Du könntest leicht im fremden Land a anders Dirndl g'funden haben di Dir besser

g'fallen hätt' wie i. Aber sag, Xaver, bist Du mir denn auch wirklich treu, hast mi noch alleweil so lieb, wie eh?"

Unter solchen Gesprächen, und indem sie einander glückselig ansahen und kaum an die Wirklichkeit zu glauben vermochten, verging eine Zeit, bevor sie noch an Anderes als Küsse und Liebesschwüre denken konnten. Dann erst erzählte die Toni mit strahlender Miene, daß ihr Vater anderen Sinnes geworden sei, daß er seine Einwilligung gegeben habe und daß nun Alles in Glück und Frieden verlaufen werde.

Der Xaver hörte dies mit Verwunderung an, dann aber machte er, zu der Toni großem Schrecken, gar kein freudiges Gesicht, sondern sagte mit bitterbösem Tone:

„So weit san wir noch nit. Woaßt Toni, derzeit i's letzt Mal bei Dir war, derzeit is allerhand vorg'fallen und viel anders worden. I kann mir's nit denken, daß Dein Vater jetzt auf amal sein Einwilligung gäb. Dös is nur so a Red von ihm, aber sein Ernst nit. Wenns aber sein Willen jetzt wirklich auch wär, i kunnt ihm nit zustimmen. Denn mein' Ehr' hat er mir g'nommen, mein' guten Namen hat er mir z'rissen und vor die Füß' g'worfen."

„Was sagst Du?" fragte Toni erbleichend.

„Dein Vater hat mir selbigsmal in New-York in Gegenwart von mein Offizier und meiner Bas'n in's Gsicht g'worfen, daß i ihm's Haus anzündt hätt," sagte Xaver tief athmend. „Und an Mordbrenner laß i mi nit nennen. Bevor dös nit gut g'macht und

nit ausg'löscht is, will i Dein Vater nit sehen, mit kein Schritt in sein Haus kommen und nix mit ihm z'schaffen haben. Deswegen bin i auch wieder in mein Heimath z'ruckkommen, daß i den Richtigen ausfindig mach, der selbigsmal 's Feuer g'legt hat, und daß i dann Dein Vater sagen kann: „Dös is der Brandstifter, der is g'wesen." Wenn er mi dann um Verzeihung bitt und mir wie sichs g'hört a Ehrenerklärung macht, nachher will i z'frieden sein. Aber bevor dös nit All's so sein wird, bevor kann kein G'meinschaft sein zwischen mir und dem Gschwendtnerbauer."

Die Toni sah den Ingrimm, den eine so starke Beleidigung in dem Herzen des braven Burschen erregt hatte, und sie begriff.

„A Glück is, daß D' mir dös g'sagt hast, Xaver," sagte sie, „jetzt kann i Dir den Brandstifter suchen helfen, und i zeig Dir gleich a Spur. Wirst sehen, bald wird All's gut ausgehen. Paß auf, was i sag. Selbigsmal in der Nacht wie's brennt hat, da hab i a Gstalt vom Haus wegschleichen sehen, und i möcht an Eid drauf schwören, niemand sonst, als der Baltl is g'wesen. I habs auch schon zum Vater und der Mutter g'sagt, aber die haben g'meint: was hat der Sohn vom reichen Fuchsbauern für an Nutzen dabei, wenn er sein' Nachbarn und künftigen Schwiegervater 's Haus überm Kopf anzündt? Dös kann nur a Lump g'wesen sein."

„Und der Lump, der wär nachher i, gelt, dös habens g'meint!

„Sei nit so zornig, Xaver, laß uns lieber mitanand

suchen, daß wir den Mordbrenner derwischen und ihm sein Schandthat überweisen können. Der Baltl is g'wesen, dös glaub i amal g'wiß. I hab mirs halt a so ausg'legt, daß er's aus Rachsucht than hat, weil i mir kein Blattl vorm Mund g'nommen und ihm alleweil mein Meinung grad rausg'sagt hab, daß i ihm nit mag. Dafür, hat er denkt, will er uns an rechten Schrecken und an Schaden machen. Dös hätt' den boshaften Menschen leicht g'freut, und wenns recht brennt hätt, nachher wär er beig'sprungen und hätt retten und löschen helfen, damit d' Leut hintennach drüber g'redt und g'sagt hätten: ja der Baltl is halt a braver Bua, der hilft sein Nebemenschen aus der Noth. Aber so arg wie's der Baltl wohl derhofft hat, is mit dem Brand gar nit g'wesen, denns Feuer haben wir gleich g'merkt und leicht selber löschen können. Und so is der Baltl ganz um die schöne Gelegenheit kommen, sein Couragi und sein guts Herz z' zeigen."

„Es mag so sein, wie D' sagst," sagte der Xaver, nachdem er hierauf gehört und nachgedacht hatte. „Ihr Weibsleut seids bei solche Gschichten alleweil g'scheidter, als Unsereiner. Gedacht hab i auch schon an den Baltl, aber mir wärs nit eing'fallen aus was für an Grund er's sollt than haben, wenn Dus jetzt nit g'sagt hätt'st. So will i halt suchen, Toni und unser Herrgott wird mir dazu helfen, daß i den Brandstifter find'. Und wenn i den Beweis hab, nachher is mein ersts, daß i zu Dein Vater geh. — Jetzt will i noch a bissel zu die Leut da vorn schauen, und ihnen a wenig zureden, daß nit z'letzt a Dummheit und a

Unglück anrichten. Der Fuchsbauernsohn bringt die ruhigen Leut mit sein G'schrei ganz ausanander. In Münka drunt haben's bereits d' Soldaten in Bereitschaft, weils g'hört haben, daß die Bauern heroben im Gebirg aufständig worden san und für den König kämpfen wollen." —

Der Gschwendnerbauer hatte nachzudenken über die Gerüchte, welche über den Fuchsbauern im Schwange gingen, nämlich, daß derselbe in schlechten Vermögensverhältnissen sei. Das konnte ihm einen genügenden Grund abgeben, um mit dem Fuchsbauern zu brechen. Denn Gschwendtner war willens, seine gute Absicht auszuführen, über alle Unterschiede von Rang, Stand und Vermögen, sowie über den alten Familienzwist hinwegzusehen und dem Xaver die Toni zur Frau zu geben. War der alte Fuchsbauer wirklich in schlechter Lage, so fiel ja auch der letzte Grund weg, der ihn noch hätte bewegen können, sein Versprechen von früher zu halten. Nur mußte es auf gute Manier geschehen, denn vor dem Fuchsbauern und dem ganzen Dorfe sich blamiren, das wollte der Gschwendtner auch nicht.

Als ihm seine Tochter mittheilte, der Xaver sei wieder da, und als sie ihn dabei mit einem langen Blick anschaute, gleich als wollte sie sagen: nun, wie ist's denn jetzt, Vater? — da qualmte der Alte bedächtig weiter aus seiner Pfeife und sagte nur: „Dös woaß i."

„Denkst noch dran, was D' mir versprochen hast, Vater? Wirst Du 's dem Xaver sagen, daß Alles wieder gut is?"

„Wenn der Xaver kommen will und in geziemender Weis' mit mir reden, dann werd i ihm auch a geziemende Antwort drauf geben. Denn hinter ihm herlaufen, woaßt Dirndl, dös thu' i nit."

Toni seufzte. „Er hat Dir's übel aufg'nommen, was Du ihm vorg'worfen hast, Vater, damals in Amerika. Dös läßt der Xaver nit auf sich sitzen, dös leid't sein Ehr nit. Und deswegen will er nit zu Dir kommen, bevor er nit den schlechten Menschen ausfindig g'macht, der den Brand g'legt hat."

Hierauf erwiderte der Bauer nichts, aber er hatte doch auch nichts verboten, und so wußte Toni denn Gelegenheit zu finden, den Xaver unter vier Augen zu sehen und ihn ihrer Liebe zu versichern, ohne daß ihr von Seiten ihres Vaters, der das wohl bemerkte, Schwierigkeiten gemacht worden wären. Im Uebrigen hatte Geschwendtner, wie alle Bewohner des bayrischen Hochgebirges, genug zu thun mit den großen und traurigen Ereignissen, welche in dieser Zeit zu Schloß Berg vorfielen und welche nicht nur das bayrische Land, sondern ganz Europa mit Theilnahme erfüllten und aufregten. Es war eine schlimme und schwierige Zeit für Bayern, als der idealgesinnte und vielgeliebte König zu Tode kam, und es bedurfte großer Umsicht und Energie von Seiten der Regierung in München, um einen gefährlichen Aufstand der Leute im Hochgebirge zu verhindern. Denn das Ende des Königs, der bei Lebzeiten schon die Einbildungskraft der Menschen und besonders seiner Unterthanen in den Gegenden seiner feenhaften Schlösser so viel beschäftigt hatte,

ließ eine Menge von Sagen entstehen, welche die Köpfe im Bayerlande erhitzten.

Da trat eines Vormittags der Fuchsbauer beim Gschwendtner ein. Der Mann hatte seit Geschwendtners zweiter Hochzeit sein Aussehen sehr verändert. Das runde Gesicht, das früher die Leute so leicht zum Lachen gebracht hatte, war aufgeschwemmt und dunkelroth. Ebenso war ihm der Leib schwer geworden. Man sah dem Bauern leicht an, daß er seine Gewohnheit ausgelassenen Zechens nicht aufgegeben hatte. Er war noch immer der Mann, der durch seine Witze die Wirthsstube lebendig machte. Aber die Falten um seine Augen und um seinen Mund waren nicht mehr lauter Lachfalten.

„Gschwendtner, alter Freund und Nachbar," sagte der Fuchsbauer, nachdem er sich in den Armstuhl niedergelassen hatte, „es is wohl an der Zeit, daß wir a End' machen und zum Schluß bringen, was wir damals bei Deiner Hochzeit ausg'macht haben. Z'früh is nimmer, denk i, mein Bua is grad in die rechten Jahr zum Heirathen, i will, daß er sein eignen Hausstand bekommt. Wie ist's, wann soll die Hochzeit mit der Toni sein?"

„Ja, Fuchsbauer," entgegnete der Gschwendtner, „da müssen wir wohl z'nächst erst ausmachen, was a jeder sein Kind mitgiebt, Du Dein Baltl, i meiner Toni. Wie ist's, was kriegt Dein Baltl?"

„Der Baltl kriegt mein' ganze Sach', bal i amal stirb."

„Bal Du amal stirbst? Ja, Fuchsbauer, sterben

müssen wir alle, aber Du denkst noch lang nit dran. Was wilst'm Baltl jetzt geben? Mein Wunsch und mein Bedingung is, daß der Baltl a eigene Sach' hat. Entweder Du zahlst ihm a b'stimmte Summe aus, oder Du laßt ihm Grundstück zuschreiben, von den' festg'stellt wird, daß schuldenfrei san. Oder Du übergiebst dem Baltl den Hof und gehst in Austrag."

„In Austrag? Pfüat di Gott, dös fallet mir schon gar nit ein! I bin noch z'jung und z'gut beim Zeug, um mi als Austragler ins Stübel z'setzen und Millisuppen z'essen. Wie kommst mir denn heut vor, Gschwendtner? Wie werd i denn schon bei Lebzeiten Rock und Hemd ausziehen für mein Sohn? Früher hast doch niemals von solche Bedingungen g'redt, sondern, so wie's ausg'macht war, so hats b'standen."

„Ja," sagte Gschwendtner trocken, „woaßt, Fuchsbauer, die Zeiten ändern sich und der Mensch wird g'scheidter, wenn er Erfahrungen macht."

„Erfahrungen? I will Dir was sagen, Gschwendtner. Erfahrungen hab i, daß der Thorbecker Xaver hier im Ort wieder umanand steigt. Und er is der Vetter von demselbigen Thorbecker Franzl, woaßt, der Dir . . .

„Dös brauchst mir nit z'verzählen, dös woaß i schon ohne Di, Fuchsbauer."

„Ja schau, Gschwendtner, i hab halt denkt, Du hätt'st dös ganz vergessen, weil Du's so ruhig g'schehn laßt, daß die Toni mit dem Xaver geht."

„Dös is ganz mein Sach' und geht Di nix an, i laß mir von Dir nix einreden."

„Wohl gehts mi was an, und i hab a Recht dreinz'reden. Denn mein Baltl soll kein Frau haben, die mit a andern Buaben in's G'red kommen is. A Schand is, sag i. So a Bua, der mein Baltl a Loch in Kopf geschlagen hat."

„Wenn Dir die Toni für den Baltl z'schlecht is, nachher such Du a andere für ihn aus."

Der Fuchsbauer wurde vor Zorn ganz blau auf seinen rothen Wangen und schnappte nach Athem.

„Versteh i Di recht, Gschwendtner? Sag's doch grad raus, nachher woaß i gleich, wie i mit Dir dran bin. Reut's Di wohl, daß D' auf die Verabredung damals eingangen bist. Du willst den Lumpen lieber zum Schwiegersohn haben, als an richtigen Bauern. Hast wohl da draußen auf Deiner Reis' ausg'studiert, wie man 's Wort umsteht? Wortbrüchig willst werden, Gschwendtner! Schamst Di nit?"

„Brauchst Dein Maul nit so voll z'nehmen und Di so in d' Hitz z'reden, Fuchsbauer," entgegnete der Andere. „Was i g'sagt hab, is nur, daß Du mir zeigen sollst, was der Baltl bekommt und was er noch z'erwarten hat. Dös is a alter Satz, den i nit erst auf der Reis' ausg'studiert hab, an dem hab i schon alleweil g'halten, daß man kein Menschen in G'schäften trauen soll, bevor er d' Richtigkeit nit nachg'wiesen hat, und wenn's der eigen Bruder selber wär."

„O, i versteh Di schon. Drahen und wenden thust Di mit so scheinheiligen Reden um losz'kommen, d' Falschheit steht Dir auf'm G'sicht ang'schrieben. Aber i hab die G'schicht satt und sag Dir: jetzt erklärst mir

klar und offen: willst Du Dein Wort halten oder willst Du Dein Wort nit halten?“

„I hab Dir schon amal g'sagt, Du brauchst nit so aufz'begehren. Vom Wort umstehen is ja noch gar nit die Red. I sag einfach, laß mi's sehen, wie's mit Dein Vermögen b'stellt is, nachher reden wir weiter.“

„Dös san lugenhafte Faxen und Ausreden,“ sagte der Fuchsbauer, indem er aufstand. „Heunt zum ersten Mal red'st vom Vermögen, als ob nit Du und die ganz Welt wüßten, daß i der reich' Fuchsbauer bin. I versteh nach Deine Reden die Sach a so, daß Du willens bist, Di davon losz'machen. Sag's frei raus!“

„Versteh Du was Du magst,“ sagte der Gschwendtner.

„Adjes denn!“ rief der Fuchsbauer, ging mit stöhnendem Schnauben hinaus und warf die Thür zu, daß es krachte.

Der Gschwendtner rauchte seine Pfeife weiter. Er hatte einen guten Verstand in Geldgeschäften und glaubte in des Fuchsbauern Benehmen den deutlichen Beweis dafür zu erkennen, daß es in der That schlecht um dessen Vermögen bestellt sein müsse. „A Mann, welcher woaß, worauf er sich setzen kann, der wird nit gleich so hitzig, wenn man ihn um sein Sach fragt,“ sagte sich der alte Bauer. Er beschloß, es abzuwarten, sagte seiner Frau und der Toni aber noch nichts.

Zwei Tage gingen vorüber, da ward der alte Bauer in der Frühe bei der „Kaffesuppen“ von einem Lärm aufgestört, und als er sich nach der Ursache umthat, da fand er, daß es die alte Madei war, die Hauserin des Fuchsbauern, welche nach ihm verlangte.

Der Fuchsbauer war seit zehn Jahren wieder Wittwer und ließ die Madei statt einer Frau im Hause schalten und walten.

Der Bauer führte die Madei, welche laut jammerte und weinte, in das Wohnzimmer.

„Jessas Maria!“ rief diese nun, als sie mit ihm allein war, händeringend, „a Unglück is g'scheben, a schreckliches Unglück. I woaß mir nit z' rathen, nit z' helfen, und nit aus und an vor Angst und Schreckn. Des müßts mir beisteh'n, Gschwendtner. Des seid's der nächst Nachbar.“

Sie faltete die Hände und sah ganz verstört aus.

„Ja was is denn? Was is denn g'schehen, Madei, so red doch,“ sagte der Bauer.

„O Du lieber Herrgott! Mir zittern d' Händ und d' Füß, i kann bereits nit reden, so druckts mi in der Herzgruben. Der Schreck'n is mi in d' Glieder g'fahren als wenn der Blitz neben mir eing'schlagen hätt. Jessas, Jessas, daß i so was derleben muß! Denkt 's Euch Gschwendtner, heunt Nacht hat sich der Fuchsbauer derhängt.“

„Derhängt?“ rief der Gschwendtner.

„Ja, derhängt. Ohne Beicht und Absolution is er dahin g'fahren in seine Sünden. Gott sei der armen Seel gnädi. Man soll freili an Todten nix schlechts ins Grab nachsagen, aber dös red i doch frei raus, daß a gottlose Schlechtigkeit vom Fuchsbauer g'west is, sein Leben so a End z' machen. A guter Christ is er niamals g'west, er is alleweil lieber im

Wirthshaus g'sessen und hat in's Krügel g'schaut, statt in der Kirchen ins Betbüchel."

„Ja wie bist denn drauf kommen, Madei?" unterbrach Gschwendtner die Hauserin.

„Wi i drauf kommen bin! O mei Gott und Vater! Den Schreck'n könnts Euch nit ausdenken, den i g'habt hab. Der Bauer is sonst alleweil bei der Suppen in der Früh da g'wesen, heut aber hat er gar nit kommen wollen, da bin i in sein Schlafkammer gangen und hätt ihn g'weckt. Wie i ganz stad d' Thür aufmach, daß i ihn mit z' gach aus'm Schlaf bring, hängt der Bauer mit an Strick um'n Hals am Fensterkreuz. I hab g'meint mi trifft der Schlag. Jessas, Jessas und schon ganz kalt und starr is er g'west."

„Was kann denn i Dir noch helfen, warum laufst zu mir, Madei, und bringst mir a solches G'schrei ins Haus?" fragte der Bauer. „I mein, Du wärst besser z' Haus blieben, denn was jetzt noch z' thun is, dös steht doch dem Baltl zu. Oder hat Di gar der Baltl g'schickt?"

„Der Baltl, o Du liaber Herr und Heiland, der Baltl is auf und davon, fuhrt, ganz fuhrt, kein Mensch woaß wohin. Jessas, is dös was!"

„Der Baltl is auf und davon? I versteh Di nit, sags noch amal."

„I woaß nit wo i anfangen soll, in mein Kopf is ganz wirr. Der Baltl, wißts Bauer, is kein Guter g'wesen, gachzornig war er wie sein Vater, und g'stritten habens alleweil mitanand. Und den letzten Streit hab'ns g'habt, wie der Fuchsbauer — tröst ihn Gott

— bei Enk g'wesen is um's wegen der Hochzet aus-z'machen, und hat von Enk a Abweisung hoambracht. Ja, ja am selbigen Tag habens g'stritten, das d' Fensterscheiben zittert haben. Z'letzt is der Alt ruhig worden, aber der Jung hat von ihm sein Geld verlangt, damit er fortkönnt aus'm Ort. Die Schand, hat er g'sagt, und dös G'spött, weil er die Toni nit kriegt, die er alleweil für sein Dirndl ausgeben hat, dös, hat er zu sein Vater g'sagt, kann er nit ertragen. Der Bauer aber hat ihm kein Geld geben, er hat ihm g'rathen, er soll wieder 's Arbeiten lernen und 's Wirthshausgehen aufgeben, denn wenn er a ordentlicher Mensch wär, der nit überall voller Schulden hänget, nachher hätt der Gschwendtner nit abg'sagt. Dadrauf is der Baltl fuchsteufelswild worden, und hat dem Vater vorg'worfen, daß er dös All's von ihm abg'lernt hätt', 's Trinken, 's Kartenspielen und 's Schuldenmachen, der Bauer hätt den Hof 'runterbracht, nit er, und der Gschwendtner habs halt erfahren, daß sein Sach bereits schon verhaust sei. Er allein sei schuldig, daß die Toni nit sein worden wär. Und z'letzt, wie er ganz ausanand vor Zorn war, hat er's noch sein Vater vorg'halten, daß er ihn ang'stift hätt, Feuer z' legen an Enkern Haus, damit man glauben soll, der Xaver hätts aus Rachsucht than, und daß deswegen nachher der Xaver die Toni nit krieget."

„Was!" rief der Bauer in Erstaunen und Wuth, „der Baltl hat mir's Haus anzündt?"

„Jessas, was hab i jetzt g'sagt, was hab i jetzt dummes ang'stellt! Gschwendtner, i bitt Enk, sagts

davon nix weiter. Mir is ganz narrisch im Kopf, i woaß nimmer was i red. Was hab i denn g'sagt?"

„Sei stad, Madei, 's macht nix, red nur zu, i sags g'wiß nit weiter, 's bleibt unter uns und 's G'richt soll nix damit z' schaffen haben. Die Straf bleibt für den Schuldigen doch nit aus, dafür sorgt schon unser Herrgott."

„I hab nix unrechts im Sinn g'habt, daß i 's Enk verzählt hab, aber i bin ganz verdraht und damisch im Kopf. Jessas! Und mitten unter der Red fällt mir der todt Bauer ein, der so verlassen auf sein abg'hausten Hof liegt. Er verbarmt mi doch, und der Baltl, der schlecht Mensch, der is an dem ganzen Unglück schuldig. Der Baltl hat sein Vatern in Tod trieben. Nach dem Streit is der Baltl noch in der Nacht auf und davon. Und der Bauer ist den ganzen Tag drauf wie narrisch g'wesen, er hat nix 'gessen und 'trunken, er is alleweil vor sein Geldkastel g'sessen und hat neing'schaut mit Augen, die zum grausen waren. I hab's wohl g'merkt, daß 's Kastl leer is, und der Baltl sich 's Geld dös ihm der Alt nit geben, selber g'nommen hat. Sein eigenen Vatern hat er ausg'raubt, und is nachher auf und davon. Der Fuchsbauer aber hat über dem den Verstand verloren und hat sich aufg'hängt."

So erzählte die Madei unter vielem Händeringen und in der höchsten Noth über den Zusammenbruch des Hauses, in welchem sie lange Jahre eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Der Gschwendtnerbauer aber glaubte wiederum, wie damals auf der Schreckensinsel

Sable Island, die Hand des höchsten Gottes zu erblicken, der dem Recht aufhilft und Leichtsinn, Sündhaftigkeit und Bosheit der Menschen zu schmählichem Ende gedeihen läßt. —

Der Xaver war nicht wenig erstaunt, als in der ärmlichen Hütte, in welcher er bei seinen alten Eltern wohnte, der stolze Gschwendtnerbauer eintrat.

„Xaver," sagte der Bauer, indem er beide Hände auf seinen Stock stützte und den stattlichen Burschen fest aber freundlich anschaute, „i hab Dir was abz'bitten. Komm zu mir in mein Haus, meine Weibsleut werden Dir Alles besser ausananderseßen, als i 's kann, und Du wirst 's auch lieber von der Toni hören, als von so an alten Brummbären, wie i aner bin."

„Gschwendtnerbauer, ist's Dein Ernst?" rief der Xaver hoch erfreut. „Vater, der Gschwendtnerbauer is da!" rief er dann in den Hof hinaus, wo der alte Thorbecker mit Holzspalten beschäftigt war. Komm, Vater, und erweis' ihm die Ehr. Setz Di Gschwendtner, setz Di und trink a Glasl Wein auf Dein Gang, hab erst an guten Tyroler raufgebracht vom Dorf."

Der Bauer setzte sich, und dann traten die Alten herein.

Der Gschwendtner drückte ihnen freundlich die Hand, während sie ihn befremdet ansahen, da sie gar nicht begreifen konnten, was der reiche Bauer, der seit des Franzls Zeiten immer Groll gegen die Familie Thorbecker gezeigt hatte, von ihnen wollte.

„Grüß Gott bei'nander," sagte er, „i hab was zu

bereden mit dem Xaver, und i denk, dös wird uns noch öfter z'sammführen. I hab dem Xaver schon g'sagt, daß er mit mir kommen soll. Mein Alte und mein Toni wollen ihn sehen, und i denk, es soll ihn nit verdrießen wie's ihn aufnehmen werden."

Xaver schenkte dem Gaste Wein ein und sagte dann: „Geschwendtnerbauer, was hat denn dös zu bedeuten, daß Du zu mir kommst und mi einlad'st in Dein Haus? Was gut's is schon, dös Di herführt, dös seh i Dir übers G'sicht an, aber doch versteh i Di nit. Du hast so a Red fallen lassen, Du hätt'st mir was abz'bitten, und nachher sagst, i soll in Dein Haus kommen zur Toni. Woaßt denn nimmer, was i damals in New-York g'schworen hab, daß i zuvor den Brandstifter ausfindig machen will, eh i in Dein Haus komm'? I will mein Wort halten."

„Xaver," entgegnete der Bauer, „Dein Suchen hätt' Dir all's nix g'holfen, Du hätt'st es nie z'wege bracht, was Dir vorg'nommen, und wenn die ganz Erden abg'sucht hätt'st. Nur a Glücksfall, a Triffauf is g'wesen, daß der Brandstifter aufkommen is. Unser Herrgott wird's schon so eing'richt haben. Seit heut früh kenn i den, der mir's Feuer g'legt hat. Er is fort über d' Grenz. Der Fuchsbauer Baltl is g'wesen, der, bevor er auf und davon is, noch sein Vater ausg'raubt hat, und aus Desperation über dös Alls derhängt sich heut Nacht der Bauer. Verstehst jetzt, Xaver, was i will, und daß Du Di an Dein Schwur nimmer z'halten brauchst? Alle bösen Wort, di i Dir geben hab, sollen vergessen sein. So, gib mir d' Hand drauf.

Jetzt aber muß i vor Allem daran denken, mein Dirndl unter d' Hauben z'bringen, denn sonst wird's mir z'alt, und weil der Baltl nimmer z'haben is, wend i mi halt an Di Xaver, daß D' sie nimmst, sonst bleibt mein Toni sitzen."

„Die Toni wird schon nit sitzen bleiben," sagte der alte Thorbecker lachend, indem er den Scherz des Gschwendtnerbauern recht verstand. Aber Xaver sprang auf, stieß einen Juchschrei aus, drückte dem Gschwendtner die Hand und rief: „Gschwendtnerbauer, i geh mit Dir. I hab mir's immer g'sagt, wenn der Vater von der Toni wohl an eisern Kopf hat, aber a guts Herz hat er doch auch. Von wem hätt's denn sonst die Toni? Du bist der beste Mann, Du hast mi glücklich g'macht, i will Di lieben und ehren wie mein leiblichen Vater."

Die Eltern des Xaver aber waren ganz eingenommen von der großen Ehre und dem großen Glück, das ihrem armen Hause durch die Verbindung mit dem Hause des Gschwendtner widerfahren sollte, so daß sie nicht wußten, wie sie sich ausdrücken sollten, um ihre Befriedigung kundzuthun. Freudenthränen standen der alten Mutter in den Augen.

Und Glück verbreitete sich nun über die beiden Familien, die einander so unähnlich an Glücksgütern und so fremd gewesen waren. Als der Xaver mit dem Gschwendtnerbauern zusammen vor die Toni trat, da strahlte ihr hübsches Gesicht hell wie eine Sonne, und der Abglanz dieser Freude machte auch die Gesichter der Anna Marie und des Vaters so hell, wie

sie niemals sonst gewesen waren. Ruhiger nahm der Michel die Sache auf. Er verhehlte sich nicht, daß er selbst durch das Erscheinen des stattlichen Schwiegersohnes in den Hintergrund gedrängt werden müsse, und fragte sich, wie es mit der Wirthschaft von nun an werden solle. Denn arm war der Xaver. Einen eigenen Besitz, auf den er die Toni hätte führen können, hatte er nicht. Aber Michel wußte auch, daß der Bauer wohl schwerlich schon in Austrag ginge, um den Schwiegersohn auf den Gschwendtnerhof einheirathen zu lassen.

Michels Gefühle und Ansichten über die ungleiche Partie wurden im ganzen Dorfe getheilt, dennoch sagte sich Jedermann, daß der alte Gschwendtner reich genug sei, um mit seinem Gelde auch des Xaver Armuth zuzudecken, und dem Schwiegersohne wahrscheinlich einen Hof kaufen werde. Und da in jeder anderen Hinsicht der Xaver Thorbecker ein Mann war, der sich sehen lassen konnte, auch in allgemeiner Achtung stand und beliebt war wegen seines männlichen Auftretens und seines treuherzigen, freundlichen Wesens, so waren die zahlreichen Glückwünsche, welche dem Paare und den Brauteltern dargebracht wurden, aufrichtig und herzlich.

Die Hochzeit sollte baldmöglichst stattfinden, und es entfaltete sich daher am Gschwendtnerhof eine rührige, fast fieberhafte Thätigkeit, um die „Außifertigung“ der Braut zu richten. Schreiner arbeiteten, hobelten und lackirten an den neuen Möbeln, die „Nahterinnen“ saßen drin in der Stube zwischen Bergen von Stoffen und nähten die „Gwander“, die

Sattler richteten an den Pferdegeschirren, die mit vielen blanken Messingzierrathen behängt, nun auch noch in neuem schwarzem Glanze strahlten. Anna Marie aber kramte emsig in den hohen Kästen, die ihre selbstgesponnenen Leinwandschätze bargen, um die schönsten und feinsten Stücke für die Toni herauszusuchen.

Die Toni war des Gschwendtner einziges Kind, und er wollte dem Dorfe seinen Reichthum und seine Großmuth im hellsten Glanze zeigen. Zu diesem Zwecke sorgte er vor Allem für ein stattliches Haus und einen schönen Hof, wo hinein der Xaver seine junge Frau führen könne. Er überraschte seine Familie und die ganze Umgegend damit, daß er das ehemalige Besitzthum des Fuchsbauern an sich brachte. Klug und geschäftskundig wußte er es anzustellen, daß er dasselbe zu einem billigen Preise bekam. Denn der Fuchsbauer hatte, wie nach seinem Tode allgemein bekannt wurde, Schulden über Schulden auf seinen Hof gehäuft. Der Gschwendtnerbauer aber richtete es nun mit Hülfe seines Advokaten in Füssen so ein, daß sehr bald eine öffentliche Versteigerung angesetzt wurde, auf welcher, da die Zeiten bei den Bauern für unsicher galten und Viele nach des Königs Ludwig Tode einen allgemeinen Umsturz erwarteten, nur wenige Bieter sich einfanden. Der Gschwendtner warf seinen gefüllten Geldsack in die Wagschale und erstand das Besitzthum des ehemals so lustigen und flotten Fuchsbauern für etwa zwei Drittel des wahren Werthes. Die Besitztitel des Hofes und Hauses schenkte er seiner Tochter Toni als vornehmstes Stück der Aussteuer. Die Toni aber über-

gab das Dokument dem Xaver, und auf ihr Verlangen mußte er gleich in das Haus einziehen und es als das seinige ansehen.

Am Freitag vor der Hochzeit, als Alles fix und fertig und in einem großen Zimmer zur Schau aufgestellt war für die neugierigen Freunde und Nachbarn, kam der Herr Pfarrer, um es auszuweihen. Glück und den Segen des Himmels sollte jedes neue Stück ins Haus bringen. Da standen die geöffneten, voll gefüllten Kästen und Truhen, die ganze reiche Aussteuer war zur Weihe ausgebreitet, und die Knechte brachten noch die mit Blumen und Schleifen geschmückten Pferdegeschirre, sogar die gleichfalls gezierten Peitschen herein, damit auch sie geweiht würden zur morgigen Fahrt. Darnach erst wurde mit dem Packen der Wagen begonnen. Die Schreiner stellten und befestigten die Möbel, die Nahterinnen aber mußten das Verpacken der Kleider, der Leinwäsche und der zerbrechlichen Gegenstände besorgen.

Am Samstag früh wurden vor jeden der beiden Wagen vier glänzend glatte junge Pferde gespannt. In den durch vorheriges Flechten wellig gewordenen Mähnen und Schweifen steckten bunte Blumensträußchen, und an dem Geschirr hingen hell klingende Glöcklein. Die Knechte, festlich geschmückt, fuhren nun unter Peitschengeknall mit den zwei hoch aufgepackten Kammerwagen vom Elternhaus der Braut ab, begleitet von den stillen Segenswünschen und dem fröhlichen Juhschreien der nachblickenden Hausbewohner. Das Fahren der Kammerwagen ist für den jeweiligen Fuhrmann

eine große Ehre, aber es braucht auch Umsicht, auf steilen steinigen Wegen sie sicher zu lenken. Hoch thürmten sich auf den Kammerwagen Kästen und Schränke, Sopha, Polsterstühle, der Glaskasten, die Betten, und endlich ganz oben die Wiege und das Spinnrad mit reichgeschmücktem Rocken. All den Reichthum fuhren die Wagen hinüber zu dem Hause des Xaver.

Am Dienstag darauf war die Hochzeit, denn dieser Tag wird nach altem Glauben für den glückbringendsten gehalten.

Es war ein prachtvoller heller Augusttag, der so recht der Feier gemäß war und ein goldiges Licht ausgoß über Gesichter, die in froher Aufregung glänzten. In der Frühe versammelten sich die Hochzeitsgäste im Gasthaus „zur Liesel", wo die Morgensuppe eingenommen wurde — Fleischsuppe mit Knödeln. Dann ging der fröhliche Zug zur Kirche. Der Ehrenvater, ein wackerer Holzknecht, welcher Firmpathe des Xaver war, führte diesen, eine reiche Bäuerin, die Pathin der Toni, war deren Ehrenmutter. Xaver, der glückliche Hochzeiter, und alle Burschen waren mit Rosmarin und farbigen Sträußchen sowie Bändern geschmückt, die Toni und die jungen Mädchen mit Kränzen und Sträußchen am Mieder.

Glückselig stand das junge Paar vor dem Altar zusammen. Es war ihnen so bang und so feierlich zu Muthe, als der würdige Priester sich auf die Bedeutung des Ehestandes und die Pflichten aufmerksam machte, die sie im Begriffe waren zu übernehmen.

Dann ward das Jawort gesprochen, und es ging in feierlichem Zuge unter Glockengeläute, Musik und Böllerschüssen wieder in das Wirthshaus zurück, wo der Gschwendtner das üppigste Mahl hatte bereiten lassen, das die Wirthsküche nur zu liefern im Stande war.

Und unter fröhlichem Trinken und Plaudern verlor sich auch bei den Neuvermählten gar bald die heilige Scheu, welche sie in der Kirche empfunden hatten, und sie erfreuten sich mit frischer Lebenslust des seligen Glückes, das sie so traut und fest verbunden sicher neben einander sitzen ließ, als Mittelpunkt der festlichen Versammlung, nachdem sie so lange Zeit unter Angst und Noth in Liebe aneinander gedacht hatten.

Als nach dem Mahle der Hochzeitslader zum „Weisen" aufforderte, da häuften sich vor dem überraschten und erstaunten Brautpaare die prächtigsten Geschenke, denen wie üblich stets eine mehr oder minder große Gabe an Geld beigefügt war.

Aber als ganz besonderes „Weiset" zeigte sich etwas, was niemand hatte erwarten können.

Der Gschwendtnerbauer hatte sogleich nachdem der Hochzeitstag festgesetzt worden war, einen Brief an den Barrister Bayley nach New-York geschrieben. Denn so war es von Viola bestimmt worden, als sie sich vom Gschwendtnerbauer trennte, den Mr. Parker in Calais ans Land gesetzt hatte. In diesem Briefe hatte er angezeigt, daß Xaver und Toni verlobt seien und am 28. August 1886 heirathen würden. Und diese Anzeige war, wie Gschwendtner vorausgesehen hatte, nicht erfolglos geblieben.

Während des Mahles war ein feiner Herr aus München im Gasthause abgestiegen, der sich sofort beim Wirth nach dem Gschwendtner erkundigte. Wie er hörte, daß dieser als Hochzeitsvater im Gasthause weilte, ersuchte er den Wirth, ihn zu demselben zu führen. Er stellte sich dem Gschwendtner als Bankier Levy vor, der im Auftrag zu ihm komme, öffnete seine Reisetasche aus Juchtenleder, entnahm dieser eine Menge Rollen Goldes und Päckchen von Banknoten und überreichte diese als Hochzeitsgabe von Seite der Base des Bräutigams, des Fräulein Viola Thorbecker für den Xaver Thorbecker. Es war keine Kleinigkeit, dieses Weiset, sondern stellte alles in Schatten, was sonst geschenkt worden war, oder was man jemals in Hohenschwangau hatte schenken sehen. Denn die Summe, welche der Bankier Levy auf Anweisung des Barrister Bayley überreichte, belief sich auf viermal hunderttausend Mark.

Nun hatte der Gschwendtnerbauer, der sein Lebtage Glück mit dem Gelde gehabt, doch, indem er den ärmsten Schwiegersohn nahm, den allerreichsten bekommen.

„Gell, Xaver,“ sagte die Toni, als sie von ihrem Erstaunen wieder zu sich gekommen war, „gelt, dös Geld kann uns nit glücklicher macher, als wir schon sind. I hab Di grad so lieb, als wenn Du gar nix sonst hätt'st, als nur Dein treu's golden's Herz!“

Der Xaver selber sah das viele Geld mit der lächelnden Miene an, die auf seinem ehrlichen offenen Gesichte der schönste Ausdruck männlichen Selbstbewußtseins und der innerlichen Gewißheit waren, daß er in

sich selbst etwas Besseres trage, als aller Reichthum sein kann. Seine Eltern aber freuten sich unendlich. Als einige der Rollen aufgebrochen wurden und das gleißende Gold sich in kleinen Bächen über das Tischtuch verbreitete, wußten sie nicht mehr, ob sie noch dieselben oder ob sie verzaubert seien.

Nun das Mahl und das Weiset vorüber war, gab die Jugend sich ganz dem Vergnügen des Tanzes hin. Toni ward so lustig und übermüthig, daß sie gerne der Anregung ihrer Freundinnen und deren Tänzer folgte und auf einen Hochzeitsscherz einging, wie er noch an manchen Orten üblich ist. Unbemerkt verschwanden die jungen Leute mit der Braut, und als der Hochzeiter sich einmal nach der Toni umsah, fand er sie nicht mehr. Er machte sich freilich gleich in Begleitung befreundeter Burschen auf, das lustige Volk einzuholen, aber das ging nicht so schnell. Die Verfolger wußten zwar gut, wo die Entflohenen waren, aber man ließ ihnen Zeit den Scherz zu haben, und trat erst in das Wirthshaus unter lautem Gepolter ein, als sie schon verschwunden waren und eine tüchtige Zeche gemacht hatten. Xaver zahlte lachend den Wein, und dann eilte man den Flüchtlingen von Neuem nach. Erst im dritten Wirthshaus wurde die Gesellschaft, welche lachend und jauchzend beim Weine saß „derwischt". Xaver aber ergriff die fliehende Toni und schloß sie innig in seine Arme, indem er sagte: „Dös is 's erst und 's letzt Mal, daß i mir mein Toni stehlen laß, von heut ab bist wie a Vögerl, dem d' Flügel g'stutzt san. Du mußt in Dein Käfig bleiben, aber der Käfig dös is mein Herz."

Zwölftes Kapitel.

Königliche Triumphe.

London, das vereinigte Königreich sammt seinen Kolonien und sammt dem indischen Reiche, ja fast der ganze Erdkreis, war in Erregung, denn die mächtige Herrscherin Victoria, deren Scepter weiter reichte, als das irgend eines anderen Monarchen, die Königin von England und Kaiserin von Indien, feierte ein Jubiläum, wie es nur wenig Herrschern zu erleben vergönnt wird, den fünfzigjährigen Gedenktag ihrer Thronbesteigung.

Da zeigte sich unter den Besuchern, die in London zusammenströmten, ein Ankömmling eigener Art, dessen Erscheinung das Interesse schaulustiger Engländer und namentlich solcher Männer, die sich auf Seewesen verstanden und für Politik interessirten, in hervorragender Weise erregte.

Mehr noch als die in Gold und Seide gekleideten und von Juwelen funkelnden dunkelfarbigen Fürsten Indiens fesselte dieser Fremdling die Blicke der Admirale

und Staatsmänner Ihrer Majestät. Er war siebenfach gegliedert, dieser Fremdling, in Stahl gekleidet und trug Donner und Blitz in seinem Gürtel: es war eine Division der deutschen Torpedoflotte. Auf der Kommandobrücke des Divisionsschiffes standen zwei jugendliche Prinzen, als es in die Themse einlief, Prinz Heinrich von Preußen, der Befehlshaber der Division, und neben ihm sein älterer Bruder, Prinz Wilhelm. Dieser junge Fürst hatte es verschmäht, in einem bequemen Prachtdampfer hinüber zu fahren, um seiner Großmutter zu gratuliren, und er war in einem Blitzboote gefahren, dem der schäumende Gischt der Kanalwogen in hohem Bogen über Deck gesprüht hatte. Denn das Herrscherblut der Ahnen pulsirte in seinen Adern, und er wußte gleich dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen, gleich allen den kriegsberühmten Helden des Hohenzollernstammes, daß ein rechter und echter Kriegsherr und König selbst sehen und selbst sein Urtheil bilden muß, Mühseligkeiten und Gefahren aber nicht achten darf.

Ganz besonders aber bei dieser Gelegenheit fühlten die Prinzen, ebenso wie die Engländer es fühlten, daß es sich um etwas Bedeutungsvolles handelte. Altberühmt war ja die Landarmee, aber neu und noch ohne den Lorbeer die Marine. Die Torpedoflotte namentlich war noch fast ganz unbekannt. Daß Deutschland in der Stille über hundert kleine Boote erbaut hatte, die im Stande waren, das hohe Meer zu halten, wußten die seebeherrschenden Engländer kaum, und als sie jetzt sieben solcher Fahrzeuge er-

blickten, die bei stürmischem Wetter in fliegender Fahrt durch die grollenden Wogen des Kanals herankamen, imponirte es ihnen und machte sie nachdenklich. Man fragte sich in Ihrer Majestät Admiralität, ob man selbst auch im Stande sei, solches zu leisten, und mußte sich eingestehen, das England nicht solche schnelle und seetüchtige Boote habe, wie der deutsche Schiffbauer Schichau in Elbing sie baue, Torpedoboote, welche mit fünfundzwanzig Knoten Fahrt, also etwa mit der Schnelligkeit eines Courierzuges, durch das Wasser schnitten. Das war aber eine bedenkliche Sache. Diese kleinen Boote konnten eine Cigarre von Aluminiumbronze, 4,50 Meter lang und 0,36 Meter im größten Durchmesser, schleudern, die im Stande war, ein Panzerschiff auf den Grund des Meeres zu versenken. Aber solche Cigarren konnte auch nur Schwarzkopff in Berlin herstellen, und dieser bewahrte die Art der Fabrikation als sein Geheimniß. Alle anderen Nationen mußten ihre Torpedos von Schwarzkopff beziehen, wenn sie die beste Waare haben wollten. So war denn das Deutsche Reich in einem wichtigen Theile des Marinewesens sowohl durch seine Torpedoboote, als auch durch seine Torpedos allen Staaten, Frankreich und selbst dem stolzen England weit überlegen.

Unter den Herren, die sich zum Empfange der preußischen Prinzen eingefunden hatten, befand sich auch Kapitänlieutenant von Raben. Er sah mit stolzem Lächeln die Verwunderung, die neidischen Blicke und bedenklichen Mienen der Engländer, als die kleinen schnellen Schiffe die Themse heraufkamen, und ebenso

blickte er mit Stolz auf diese Schiffe selbst. Allen voran fuhr das Divisionsschiff, offiziell Torpedo-Divisionsboot genannt, das seinem Charakter nach ein Torpedojäger war, nämlich zu dem Zwecke erbaut, die Torpedoboote zu bekämpfen. Etwa doppelt so groß wie ein Torpedoboot, 55 Meter lang und 6,6 Meter breit, mit einer Maschine von 2000 Pferdekraft, führte der Torpedojäger außer Torpedos noch Schnellfeuerkanonen. Hinter dem Divisionsschiffe liefen die kleineren Boote heran. Ohne jeden Unfall waren alle sieben Fahrzeuge bei schwerer See von Kiel herübergekommen, und die Prinzen hatten die Absicht, in einigen Wochen, nach Beendigung der Jubiläumsfeier und allen hiermit verbundenen Festlichkeiten, in derselben Weise nach Deutschland zurückzukehren.

Kapitänlieutenant von Raben war, seidem er in England seinen Dienst als Marine-Attaché der Botschaft versah, nicht müßig gewesen. Mit großem Fleiße studirte er überall, wo sich Gelegenheit dazu bot, das großartig entwickelte Marinewesen des Inselreiches und machte hierüber seine Berichte für die Admiralität in Berlin. Länger als ein Jahr war er nun schon bei der Botschaft, lange Monate waren vergangen, seitdem er nichts mehr von Viola vernommen hatte. Er war ganz in seinem Dienste aufgegangen, er konnte sich selbst als ein lebendiges Lexikon betrachten, worin alles auf sein Fach bezügliches nachgeschlagen werden konnte. Maschinen-Systeme, Panzerstärken, Geschützwirkungen, Schrauben und Räder, drehbare Thürme und Eisensporne, unterseeische Boote, Torpedos

und Wasserminen — das waren die Gegenstände, mit denen sein Kopf angefüllt war. Bei alledem aber hatte Kapitänlieutenant von Raben doch auch ein Herz, und in diesem Herzen ein Gefühl, das mit Stahl und Eisen nichts zu schaffen hatte. Was mochte aus Viola geworden sein? Er hatte, in der Hoffnung, daß sich doch ein Wiedersehen finden werde, vor längerer Zeit einmal an den Advokaten Bayley in New-York geschrieben, wegen einer Entschädigung für Xaver Thorbecker angefragt und diese Gelegenheit benutzt, um sich nach Miß Thorbeckers Befinden zu erkundigen. Da hatte er die Antwort empfangen, Miß Thorbecker habe sich die Art der Entschädigung für Xaver selbst vorbehalten, befinde sich für ihre Person indessen nicht mehr in New-York, sondern habe auf ihrer Yacht Franziska in Begleitung von Mrs. Hurley einen Ausflug nach Europa unternommen.

Im ersten Augenblicke hatte sich der Marine-Attaché sehr über diesen Brief gefreut. Denn es knüpfte sich für ihn der Gedanke daran, Viola werde zunächst nach London kommen und ihm ihren Besuch anzeigen. Er freute sich darauf, der reizenden jungen Dame als Führer zu dienen, und er hoffte, daß sie dabei der Erklärung seiner Liebe ein williges Ohr leihen werde. Der Gedanke war eigentlich zu schön, als daß man hätte hoffen können, er werde sich verwirklichen, und Kapitänlieutenant von Raben hatte schon genug von der Welt kennen gelernt, um sich zu sagen, daß die Sache wohl nicht so glatt gehen werde. Aber hoffen durfte er doch wenigstens, seitdem er die Gewißheit be-

saß, daß zwischen Xaver und seiner Base keinerlei für ihn hinderliches Verhältniß mehr bestehe. Als aber ein Monat nach dem andern verlief, ohne daß Viola in London erschienen wäre und ohne daß der Offizier fernere Nachricht erhalten hätte, da wurde er doch besorgt. Sollte er nun Viola verlieren, wie er schon Helene verloren hatte? War für ihn kein Glück auf Erden, außer dem Glücke pünktlicher Pflichterfüllung und tiefer nautischer Kenntnisse? Er hatte sich sehr gefreut, aus Hohenschwangau einen Brief zu erhalten, worin ihm Anzeige von der glücklichen Verbindung zwischen der Toni und dem Xaver gemacht wurde, aber seitdem hatte er auch von dort nichts mehr erfahren. Leicht erklärlich. Xavers Stärke lag nicht auf der Seite schriftstellerischer Begabung und er hatte wahrscheinlich Besseres zu thun, als sein Glück in Briefen zu schildern.

Es war an einem der Tage, welche durch Festlichkeiten verschönt wurden, in denen sich englische Macht und englischer Reichthum in vollem Glanze zeigten. Kapitänlieutenant von Raben hatte gleich den übrigen Herren der Botschaft die Einladung zu dem Ballfeste erhalten, das heute im Buckinghampalaste stattfinden sollte, und er ging in seiner Galauniform, die zu dieser Zeit stark in Anspruch genommen wurde. Es machte ihm viel Vergnügen, die Pracht zu sehen, die auf diesem Feste entfaltet wurde. Die Toiletten der Damen waren zum großen Theil wahre Wunderwerke der Schneiderkunst. Die kostbarsten Stoffe und die reichsten Stickereien in Seide und Gold bedeckten die

Gestalten der Ladies und zogen sich in Gestalt von Schleppen noch in ihrem Kielwasser hin. Dazu eine Verschwendung von Edelsteinen. Kapitänlieutenant von Raben war kein Fachmann in diesem Punkte, aber ein sachverständiger Freund von der spanischen Botschaft sagte ihm, daß diese und jene Dame sich als eine halbe Million Pfund Sterling werth zeigen würde, wenn man sie, so wie sie da stehe und gehe, zum Juwelier bringen wolle. Auch machte dieser spanische Freund ihn auf einen Schmuck aufmerksam, den viele und namentlich ältere Damen trugen, und den der Kapitänlieutenant gar nicht zu schätzen verstand, weil das Verständniß dafür in Deutschland kaum angefangen und er ihn bei den Berliner Damen nur selten gesehen hatte. Das waren die Spitzen. Der Spanier sagte ihm, daß diese breiten gelblichen Behänge über den Prachtroben sehr werthvoll seien und zeigte ihm eine alte Herzogin, die nach seiner Behauptung Spitzen trug, die zweihundert Jahre alt und fünfzig bis sechzigtausend Pfund Sterling werth waren.

Noch mehr jedoch als dieser Prunk der Damen und als das Goldgeschirr, die silbernen Kühlschalen, die feinen Krystalle und das wundervolle Porzellan der königlichen Service interessirte den Offizier die Beobachtung des Ceremoniells. Er hatte schon genug von London gesehen und kannte die politischen Verhältnisse nicht allein des Inselreiches, sondern der ganzen Welt genau genug, um beurtheilen zu können, was hier geschah. Und so konnte er denn während der Jubiläumsfeier ein verwundertes und ironisches

Lächeln oft nicht unterdrücken. War das Unbeholfenheit des Oberkammerherrn oder war es britischer Hochmuth oder war es politische Absicht von Seiten des Foreign Office? Die Arrangeure der Feste schienen zwischen den besuchenden Fürstlichkeiten gar nicht recht unterscheiden zu können, und der Attaché sah mehr als einmal das finstere Stirnrunzeln eines der dunkelfarbigen Indier, die in Seide und Juwelen noch kostbarer als die Damen gekleidet wie wunderbare lebende Bilder aus dem Orient zwischen den europäischen Fracks und Uniformen einherschritten. Diese mächtigen indischen Fürsten, die zur Huldigung ihrer Kaiserin mit großem Gefolge die weite Reise gemacht hatten, Fürsten, von denen mancher über ein Reich von Millionen herrschte, zählten nicht zur vornehmsten Klasse, weil angenommen wurde, daß sie englische Vasallen seien. Dagegen wurde das braune Königspaar der Sandwichsinseln, weil es für souverän angesehen wurde, den europäischen Souveränen gleichgestellt. Kapitänlieutenant von Raben hörte erzählen, daß der König von Sachsen die Königin Emma hätte zu Tafel führen sollen, daß er sich jedoch dessen geweigert hätte. Jedenfalls sah er mit eigenen Augen, daß dieses braune Häuptlingspaar von Hawaii, das doch auch allenfalls bei guter Bezahlung mit Barnum gereist sein würde, den mächtigen indischen Fürsten vorging, viel zu gut behandelt wurde, und in Folge dessen, wie ungebildete Leute zu thun pflegen, die ungeheuersten Ansprüche machte. Ferner sah er, daß alle deutschen Prinzen, selbst der kleinsten Regentenhäuser, und selbst jüngere

Söhne aus Nebenlinien, zur Klasse der Souveräne gerechnet wurden und den Rajahs vorgingen. Er sah ganz deutlich, daß die mächtigen indischen Fürsten mit Grimm im Herzen dem Feste beiwohnten und mit dem Gefühl der Rachsucht nach Hause zurückkehren würden. Er wunderte sich über solche politische Fehler und wurde in seiner Ansicht noch durch die Wahrnehmung bestärkt, daß man in der russischen Botschaft sehr zufrieden war und sich bemühte, die Indier mit Schmeicheleien zu überhäufen.

Schmerzlich berührte es ihn, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm dem Feste seiner Gesundheit wegen fern bleiben mußte. Dieser erhabene Fürst, dessen persönliche Erscheinung alle anderen Fürsten und Herren durch ihre bezaubernde und majestätische Anmuth in Schatten gestellt haben würde, wollte seine Theilnahme auf den Festzug und die kirchliche Feier beschränken.

Da erblickte Kapitänlieutenant von Raben, während er das Gewühl überschaute, mitten in dem Wogen von mattglänzenden weißen Schultern, rauschender Seide und funkelnden Diamanten drei Gestalten, die ihm bekannt vorkamen. Er trat mit vorgeneigtem Kopfe unwillkürlich einen Schritt vor. War er in einer Vision befangen oder war es Wirklichkeit? Das Fest hatte einen so zauberischen Charakter, es war so glänzend, die Säle waren von einer solchen Farbenfluth, von solchem Lichtstrom erfüllt, und die Menge der Gäste war so groß und so bunt, daß es ja wohl möglich war, in der Entfernung gleichsam eine Fata Morgana zu sehen. Aber das Seemannsauge hatte ihn nicht

getäuscht, die Gestalten kamen näher: ein Herr im Frack und auf jeder Seite eine Dame, und diese Damen waren Helene von Plassen und Viola Thorbecker.

Einen Augenblick hatte der Offizier das Gefühl, als verwandele sich der Parkettboden unter seinen Füßen in daß Verdeck eines bei steifer Kühle vor dem Winde gehenden Schiffes, aber er faßte sich rasch und trat dem seltsamen Trio entgegen.

Purpurgluth übergoß daß Antlitz der Dame, welche am rechten Arme des Herrn ging, die andere Dame aber trat ihm mit freudig bewegter Miene entgegen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „O, Mr. Raben, welch eine wirklich angenehme Ueberraschung!"

„Miß Thorbecker! Sie!" antwortete der Kapitänlieutenant. „Welcher gute Stern führt Sie hierher?"

„Ich bin der Königin vorgestellt worden, und wir erhielten Einladungskarten aus dem Oberstkammerherrnamte," entgegnete Viola, „aber gestatten Sie mir, Mr. Raben, Sie mit meinen Begleitern bekannt zu machen. Mr. Raben, Mr. und Mrs. Parker aus New-York."

„Mrs. Parker aus New-York?" fragte der Kapitän nicht ohne einen Ton schmerzlicher Ironie durchklingen zu lassen.

„Ja, Herr von Raben!" entgegnete Helene mit einem seelenvollen Aufschlag ihrer schönen Augen. Sie war nicht mehr so blaß wie früher, auch ihre Gestalt war voller geworden, und sie sah wirklich sehr schön aus. Ihre Toilette bestand aus weißem Atlas mit Goldstickerei, um ihren Hals leuchtete in roth, blau

und schwefelgelb eine Diamanten-Rivière, die gewiß mehr werth war, als das zwanzigjährige Gehalt ihres Vaters, des Geheimraths.

„Meine Freundin Helene ist seit vier Monaten mit Mr. Parker verheirathet,“ sagte Viola, der Verlegenheit derselben zu Hilfe kommend. „Es war eine wirklich originelle Hochzeit, die wir in Konstantinopel feierten. Wir werden Ihnen das Alles erzählen.“

„O, es wird mich sehr interessiren,“ sagte der Offizier. Er hätte gern weiter gefragt, aber er fürchtete etwas Anstößiges zu berühren, wenn er nach Herrn Philipp Haasberger fragte. Doch kam Helene ihm entgegen.

Mein erster Gatte ist sehr bald nach unserer Verbindung gestorben,“ sagte sie mit gesenkten Augen. „Darnach habe ich Mr. Parkers . . .“

„O, es war schrecklich, wirklich schrecklich!“ rief Viola. „Wir hatten ein Unglück, ein wirklich schreckliches Unglück! Mr. Haasberger, Mrs. Hurley und noch andere Menschen sind dabei umgekommen. Es war auf unserer Ueberfahrt nach Europa.“

„Ja, ja,“ bemerkte der Kapitänlieutenant nachdenklichen Tones, „es passiren auf dem Meere oft sehr verhängnißvolle Unglücksfälle.“

„Ich habe mich zu Anfang garnicht beruhigen können, Mr. Raben,“ fuhr Viola fort. „Ich war wirklich aus der Fassung gekommen, und wir haben, um uns zu zerstreuen, einen kleinen Ausflug nach Aegypten und Jerusalem gemacht, das hat . . .“

„Ich bitte um Verzeihung, Miß Thorbecker, daß ich

Sie unterbreche," sagte Mr. James Parker mit einer kleinen höflichen Verneigung. „Sie sind von der royal navy von Deutschland, Kapitän. Wie denken Sie über die Geschwindigkeit von Dampf-Yachts? Glauben Sie, daß sie eine Schnelligkeit von zwanzig Knoten erreichen können?"

„Imperial navy, mit Ihrer Erlaubniß, Mr. Parker. Ich will eine Yacht, die nach meinen Angaben gebaut ist, mit fünfundzwanzig Knoten Fahrt durch's Wasser treiben."

„Ah!" rief Mr. James Parker. „Wie wollen Sie es machen? Würden Sie eine Zwillingsschraube nehmen? Ah, ich denke nicht, daß Sie könnten. Ein Yacht würden Sie nicht so schnell treiben können. Würde Ihnen eine Wette angenehm sein? Drei zu Eins?"

„Ich bin leider nicht reich genug, Mr. Parker, um mir eine Yacht nach meinen Angaben bauen zu lassen."

„O never mind, ich werde bezahlen, Kapitän."

„Entschuldigen Sie, mein Herr, diese Art von Wetten liegt nicht innerhalb des Berufskreises eines deutschen Marineoffiziers. Ich behaupte nur und kann es nach den Gesetzen der Nautik wie aus der Erfahrung beweisen, daß sich ein Fahrzeug von 25 bis 30 Meter Länge und . . ."

„O bitte nicht diese schrecklichen Zahlen!" rief Helene, indem sie den Arm ihres Gatten an sich drückte und dem Offizier einen bittenden Blick zuwarf. „Ich fürchte immer, wenn solche Gespräche anfangen, daß wieder ein Wettfahren beginnt. Wir wollen weiter-

gehen und uns die Kostüme ansehen. Ich bitte, Herr von Raben, geben Sie meiner Freundin den Arm."

Gehorsam bot der Attaché Viola den Arm und folgte mit ihr dem voranschreitenden Parker'schen Ehepaare. Es war ihm eigen zu Muthe. Niemals hätte er erwartet, Helene unter solchen Verhältnissen wiederzusehen, und die Gegenwart Viola's regte wieder einen Sturm anderartiger Gefühle in ihm auf. Er warf bewundernde Blicke auf die schöne Erscheinung, deren runder Arm und gelegentliche Berührung der Schulter seine Nerven stärker in Schwingung versetzte, als es jemals die Rauhheit des Oceans vermocht hatte. Viola sah in großer Toilette herrlich aus, und mit Stolz bemerkte er, daß von allen Seiten die Blicke sich auf sie richteten. Ihre Robe war von himmelblauer Seide mit Silberstickerei. So war wenigstens der allgemeine Eindruck, den der Seeoffizier von dem Anzuge hatte. Denn im Einzelnen betrachtet, bot Viola's Toilette ebensowohl wie diejenige Helenens allerhand kunstvolle Dinge in Gestalt von Einsätzen, Ueberhängen und Schleppe, die erst den höheren Werth der Sache ausmachten und für Kenner berechnet waren, zu denen sich der Seeoffizier nicht zählen durfte. In Viola's dunkles Haar war eine Perlenschnur geflochten, und am Ausschnitt ihres Kleides zog sich eine Ranke hin, worauf sich ein Schmetterling wiegte. Die Ranke war ganz mit Thautropfen von Brillanten übersät und der Schmetterling aus Diamanten, Saphiren und Rubinen zusammengesetzt, was sich sehr schön ausnahm.

„So sind Sie nach London gekommen, ohne mich

vorher zu benachrichtigen, Miß Thorbecker?“ fragte er. „Das ist doch nicht schön von Ihnen. Gewiß hatten Sie mich vergessen und erinnerten sich unserer angenehmen Zeit in Amerika nicht mehr.“

„O nein, ich hatte Sie nicht vergessen, niemals könnte ich Sie vergessen, Mr. Raben,“ antwortete Viola mit sehr freundlicher Miene. „Aber wissen Sie wohl, wie lange Zeit verflossen ist, seitdem wir uns gesehen haben? Ich konnte ja nicht wissen, ob Sie sich freuen würden, mich wiederzusehen, und es wäre mir zu schmerzlich gewesen, wenn ich hätte bemerken müssen, daß meine Anmeldung Ihnen lästig geworden wäre. So habe ich mich auf das gute Glück verlassen, und siehe da, es ist mir günstig gewesen.“

„Ich danke Ihnen für diese Worte, Miß Thorbecker. Ich für meine Person könnte Sie niemals vergessen. Unauslöschlich hat sich Ihr Bild in mein Herz geprägt. Aber erzählen Sie mir um des Himmels willen, woher kommt denn Mrs. Parker und woher Mr. Parker?“

„Nicht wahr, Sie kennen Mrs. Parker?“ fragte Viola mit schelmischem Blicke. „Hoffentlich habe ich kein neues Unheil angerichtet, indem ich die schöne Lady Ihnen wieder vor Augen führte. Denn sie ist schön, Mr. Raben, nicht wahr?“

Es ist schwer, in Ihrer Gegenwart darauf zu antworten, Miß Thorbecker. Aber ich bitte Sie, wo haben Sie sie kennen gelernt?“

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen einmal bei Gelegenheit erzählen werde, wenn es nicht so

viel wirklich Interessantes zu sehen giebt wie heute Abend. Mr. Parker war mein Bewerber und hat Vieles gethan, um meine Hand zu erhalten. Er war sehr gereizt, als ich ihn zurückwies. Dann aber hat er meine Freundin Helene kennen gelernt, die bei einem Wettfahren Wittwe geworden war, und hat sich gleich so sehr in sie verliebt, daß er mich vergaß. Sie ist wirklich schön, und wenn ich nicht die Beruhigung hätte, daß sie mit Mr. Parker verheirathet ist, so würde ich sehr darüber besorgt sein, daß Sie sie wiedersehen."

Ehe noch Kapitänlieutenant von Raben hierauf etwas entgegnen konnte, ward er wieder von Herrn James Parker angeredet. Derselbe war mit seiner Frau stehen geblieben und hatte sich umgedreht.

„Glauben Sie, Kapitän, daß englische Yachts den Vergleich mit amerikanischen aushalten können?" fragte er.

„Das ist wirklich schwer zu entscheiden, Mr. Parker. Der Yacht-Club hat einige sehr hübsche Fahrzeuge aufzuweisen.

„Ich werde in den Club für Yachting eintreten, und ich hoffe, wir werden einen kleinen Match haben. Es würde mir Vergnügen machen, mit der Atalanta einigen von diesen Engländern aufzutrumpfen und ihnen zu zeigen, was amerikanische Schiffsbauer leisten. Sie werden mit mir fahren, Kapitän. Werden Sie?"

„Sehr gern, Mr. Parker, wenn der Dienst mir die Zeit dazu läßt."

„Sie sollten nach New-York kommen, Kapitän.

Wir haben viel Sport. Es würde Ihnen auch Vergnügen machen, in Segelschlitten auf dem Hudson und in Canada auf den Seen zu fahren, wenn sie zugefroren sind."

„Ich habe davon gehört, Mr. Parker."

„Wenn Sie jemals nach New-York kommen, bitte, besuchen Sie mich. Mrs. Parker und ich werden sehr erfreut sein, Sie zu begrüßen."

„Sehr freundlich, Mr. Parker, ich danke Ihnen."

„Wollen Sie Mrs. Parkers Arm nehmen, Kapitän? Sie sind Landsleute. Ich bitte um die Ehre, Miß Thorbecker zu führen. Wir werden uns dort rechts wenden, und ich denke, wir werden die Königin zu sehen bekommen."

„Was werden Sie von mir glauben, mein Freund!" sagte Helene mit unsicherem Tone, während sie sich nur schüchtern auf des Kapitäns Arm lehnte. „Sie müssen mich für die unbeständigste Kreatur der Welt halten."

„Aber, gnädige Frau, der Lauf der Welt ist nun einmal so. Und ich denke, daß ich Ihnen gratuliren darf. Sie sind glücklich, wenn mich nicht Alles täuscht."

„Ja, ich bin glücklich," hauchte Helene.

„Sie scheinen einen vortrefflichen Gatten zu haben, der auch nicht ohne Vermögen ist."

„O, wie Sie das sagen, mein Freund! Ich lese den Vorwurf aus diesen Worten. Aber konnte ich denn anders handeln? Sie kennen ja die Verhältnisse nicht! O, ich war so unglücklich, als ich damals in Berlin . . .

„Regen Sie sich nicht auf, gnädige Frau! Reden wir nicht mehr davon! Jene Zeit ist vergangen und möge vergessen sein! Wir folgen alle unserm Stern, der uns leitet, und können nichts gegen das Schicksal. Das Ihrige scheint Sie nun einmal zum Reichthum zu führen — und auch zum Glück.“

„O ja, niemals würde ich Herrn Parker meine Hand gereicht haben, wenn ich nicht seine aufrichtige Liebe gesehen und auch erwidert hätte. Davon seien Sie überzeugt! Furchtbare Schicksale habe ich gehabt — wenn mir jemand vor zwei Jahren hätte voraussagen wollen, was ich nun wirklich erlebt habe, so würde ich ihn für wahnsinnig erklärt haben.“

„Und alle diese Schicksale sind Ihnen so gut bekommen! Ohne Komplimente, gnädige Frau, Sie sehen besser aus als jemals.“

„Die Seeluft, es muß wohl die Seeluft sein,“ entgegnete Helene. „Sie glauben es kaum, aber ich bin jetzt vielleicht ebenso gut an das Meer gewöhnt wie Sie. Wir sind seit unendlicher Zeit auf der Reise. Mein Mann fährt mit seiner eigenen Yacht und ist unermüdlich. Wir waren schon fast auf allen Meeren. Zum Theil hat meine Freundin Viola daran Schuld, denn sie hatte nirgends Ruhe und wollte immer wieder weiter. Ihre Nerven hatten durch eine Katastrophe gelitten, bei welcher mein erster Gatte schrecklicher Weise ums Leben kam, während mein jetziger Gatte mich aus den Wellen rettete. Ich werde Ihnen dies Alles später noch ausführlich erzählen, hoffentlich bietet sich ja hier in London die Gelegenheit zu längerer Ruhe.“

Merkwürdig, was diese zarten Wesen aushalten können, dachte Kapitänlieutenant von Raben, der sich aus dem, was er bis jetzt gehört hatte, schon einigermaßen die Geschichte seiner ersten Geliebten kombiniren konnte. Aber er sagte nur: „Hoffentlich!“

„Wissen Sie, lieber Freund, daß ich es vermieden haben würde, Sie wiederzusehen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, durch meinen Einfluß zu Ihrem Glücke beizutragen?“ fragte Helene..

„Nein, das weiß ich nicht.“

Helene seufzte. „Ich begreife, das Sie mir nicht freundlich gesinnt sind,“ sagte sie. „Aber ich hoffe, Sie sollen es noch werden — wieder werden.“

„Ich Ihnen nicht freundlich gesinnt? Ich versichere Sie, gnädige Frau, daß ich mich sehr über Ihr Glück freue.“

„Das ist beinahe schlimmer als, — doch genug davon, ich weiß, daß die Schuld an mir, oder vielmehr an den Verhältnissen liegt. Was ich Ihnen sagen wollte, ist etwas Anderes, aber ich will es nunmehr lieber für mich behalten. — Ich finde es abscheulich von Ihnen.“

„Sie finden es abscheulich? Was denn?“

„Lassen wir dies! Der erste Tag unseres Wiedersehens nach so viel schmerzlichen Erfahrungen soll nicht durch einen Zank gekennzeichnet werden. Ich kann versichern, daß meine Gefühle für Sie die der reinsten Freundschaft sind. Wir hätten Sie aufgesucht, wenn wir Zeit dazu gehabt hätten, aber, wie mein Mann nun einmal ist, geht bei uns alles im Sturm, und

seitdem wir in London sind, haben wir noch keine Zeit gehabt, andere als solche Besuche zu machen, welche zur Vorstellung bei Ihrer Majestät nothwendig waren. Mr. Parker hat überall in der Welt seine Verbindungen und auch hier hatte er sich sogleich durch ein Kabelgramm — es geht bei uns immer mit Kabelgrammen — bei dem Marquis von Woodstock einführen lassen, und so wurden wir bei Hofe vorgestellt. Die Marquise war Lady Patroneß für Miß Viola Thorbecker und für mich."

„Mr. Parker ist also ein einflußreicher Mann, wie es scheint."

„Es muß wohl sein. Er ist enorm reich und sehr gewandt. Er macht den Eindruck, als wenn er nichts zu thun hätte und überall nur zu seinem Vergnügen umherschlenderte, aber dieser Anschein täuscht. Er hat eine fabelhafte Leichtigkeit Geschäfte zu machen und verdient mehr Geld, während er sich amüsirt, als Andere, wenn sie Tag und Nacht hinter dem Gelde herlaufen. Nur ruhig bleiben kann er nicht, und es ist anstrengend mit ihm zu reisen. Wir mußten Alles sehen, als wir im Orient waren. Auf die Pyramiden sind wir gestiegen, auf Kameelen geritten und haben im Jordan gebadet. Auch hat Mr. Parker überall Wettrennen veranlaßt und den ägyptischen Eseltreibern, den Beduinen und all dem schwarzen Volk, wenn es Pferde, Kameele und Esel um die Wette laufen ließ, viel Geld gegeben. Sein höchster Wunsch ist jetzt, seine Yacht Atalanta mit den Yachts der englischen Gentlemen um die Wette fahren zu lassen. Ich muß

aber gestehen, daß mir gerade das kein Vergnügen mehr macht, seitdem ich das Springen des Kessels mit erlebt habe und mit genauer Noth aus dem Meere gerettet worden bin."

Nur zerstreut hörte Kapitänlieutenant von Raben zu, als ihm Helene erzählte. Seitdem er Viola wieder gesehen hatte und nun das leibhafte Bild ihrer Existenz in der Nähe sah und fühlte, that sich eine neue Welt wieder vor seinem Auge auf, und mit erneuter Kraft bewegte ihn eine Sehnsucht nach bisher ungekanntem Glücke. Was in der langen Trennung von ihr durch angestrengte dienstliche Thätigkeit unterdrückt worden war, keimte neu, wie unter dem Strahle der Frühlingssonne. Selbst die Wettfahrt, die Helene ihm schilderte, wollte ihm trotz ihres traurigen Ausgangs als ein Zug liebenswürdiger Excentricität bei diesem schönen und temperamentvollen Mädchen erscheinen, und er fand es als Seemann erklärlich, daß Viola dem verhaßten Bewerber um keinen Preis den Triumph hatte gönnen wollen.

Helene bemerkte seine Stimmung recht wohl, und es entging ihr nicht, daß ihr ehemaliger Geliebter in einer Art von Befangenheit war, die ihn einsilbig ihr gegenüber machte, während seine Blicke immer wieder zu Viola hinüberschweiften. Sie fühlte sich ihm gegenüber schuldbewußt, und gern hätte sie, da sie selbst nun glücklich war, auch ihn glücklich gemacht.

„Lieber Freund," sagte sie geradezu, „lieben Sie meine Freundin Viola? Seien Sie ganz offen!"

„Ja," antwortete der Offizier mit einem festen Blick auf Helenens Augen.

„Dann," sagte sie, „gebe ich Ihnen einen Rath. Gehen Sie morgen zu ihr und bitten Sie um ihre Hand."

Der Kapitänlieutenant schwieg einen Augenblick. „Sie wissen," sagte er, „daß es für einen mittellosen Offizier immer ein schwerer Schritt ist, eine Millionärin um ihre Hand zu bitten. Es hat so etwas . . . ."

„Nun, dann unterscheiden sich die Herren von der Marine sehr von ihren Kameraden bei der Landarmee," entgegnete Helene achselzuckend. „Ich habe von verschiedenen Fällen gehört, wo Offiziere, selbst wenn sie keinen Pfennig hatten, doch ganz unbedenklich Erbinnen geheirathet haben, ohne daß man in irgend einer Hinsicht gemerkt hätte, daß es ihnen schwer gefallen wäre. — Ich dächte, es wäre ein schwerer Schritt für einen Offizier, ein armes Mädchen zu heirathen," fuhr Helene fort, als sie ihren Begleiter lächeln sah. „Das haben wir Beide ja erlebt, und ich kann mich da also auf die Erfahrungen berufen."

„Ja, das ist auf der einen Seite richtig. Der Stand erfordert eine gewisse Repräsentation, und die Caution bildet ja schon den greifbaren Ausdruck dieser Anschauung. Indessen giebt es doch auch so etwas wie Mannesstolz und Feingefühl, und ich möchte nicht zu den Leuten zählen, die ihre Uniform benutzen, um eine bequeme Zukunft zu erangeln. Ich habe nicht die Absicht, den Dienst zu quittiren. Mir ist unsere Marine ans Herz gewachsen."

„Nun, da will ich Ihnen einen andern Rath geben: Heirathen Sie Mr. Parker," rief Helene. „Dem ist das Yachtfahren an's Herz gewachsen, und Sie Beide können wie Castor und Pollux rechts gehen, während Viola und ich uns links wenden." —

Am Morgen nach dem königlichen Feste war Kapitänlieutenant von Raben sich klar geworden über das, was er wollte. Er hatte Helenen gegenüber stolzer gesprochen, als ihm zu Sinne war, und das hatte er gethan, weil ihre Gegenwart ihn reizte. Aber er liebte Viola doch zu sehr, um sich durch die von ihm hervorgehobenen Bedenken wirklich zurückhalten zu lassen. Er begab sich in das Hotel, wo Parkers und Viola wohnten, und ließ sich bei Letzterer anmelden.

Viola empfing ihn in einem Salon, dessen Fenster nach einer Straße gingen, welche der Jubiläums-Festzug passiren mußte, und sie machte ihn hierauf aufmerksam, indem sie ihn zugleich einlud, den Zug bei ihr mit anzusehen. Der Offizier konnte sich nicht enthalten, hierbei wieder an den enormen Unterschied des Vermögens zu denken, der zwischen der Amerikanerin und ihm selbst bestand. Denn er hatte gehört, welche Preise für solche Fenster und Zimmer bezahlt wurden.

„Ich hoffe, das Fest ist Ihnen gut bekommen, Miß Thorbecker," sagte er.

„O, wirklich sehr gut, Mr. Raben. Es war ein wirklich angenehmes und hübsches Fest. Mr. Parker sagte mir, daß amerikanische Journalisten dort gewesen sind, und das heute schon im New-York Herald ein

Artikel stehen würde, worin erwähnt wird, daß wir mit dem Prinzen von Wales gesprochen haben."

„Ah, Sie haben mit dem Prinzen von Wales gesprochen?"

„Ja, noch bevor wir Sie trafen, Mr. Raben. Ich sagte dem Prinzen, wie sehr es mich freue, daß seine Mutter so gut aussehe und natürlich und freundlich sei, wie jede brave Frau aus dem Volke. Er antwortete mir darauf, dies sei das beste Kompliment für seine Mutter, und er werde ihr diese Worte mittheilen. Mr. Parker behauptete, man müsse den Prinzen Königliche Hoheit nennen und von seiner Mutter als von einer Majestät sprechen. Ist das richtig, Mr. Raben?"

„Das ist allerdings richtig."

„Ich habe es nicht gethan, und ich hoffe keinen Fehler begangen zu haben, denn der Prinz war sehr freundlich, obwohl ich ihn nur mit Sie angeredet habe. Es ist kein Grund für Amerikaner, ihre Gewohnheiten in Europa zu ändern."

„Waß Sie da sagen, Miß Thorbecker macht mich sehr unglücklich."

„Unglücklich?" fragte sie, indem sie ein wenig erblaßte.

„Ja, unglücklich," fuhr der Offizier fort, welchem nicht entging, daß die junge Dame durch seinen Besuch in eine Erregung gekommen war, welche er günstig deutete. „Denn sehen Sie, Miß, ich bin in einer Absicht erschienen, deren Zweck es ist, Ihre amerikanischen Gewohnheiten sehr in europäische zu verändern."

„Wirklich? Wie wollten Sie das machen?"

„Miß Thorbecker, ich gestehe Ihnen, daß Sie schon in Amerika einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht haben,“ sagte der Offizier jetzt mit ernster Entschlossenheit. „Damals nöthigten mich äußerliche Umstände, namentlich das Testament Ihres seligen Vaters, daß Bekenntniß meiner Liebe zurückzudrängen. Aber seit jener Zeit ist das Bild der liebenswürdigen und schönen jungen Dame, welche sich gastfreundlich gegen mich zeigte, immer lebendiger und strahlender in meinem Herzen geworden, und ich habe mich immer nach dem Augenblicke gesehnt, wo ich Ihnen daß Geständniß machen könnte, daß ich Sie über Alles liebe und Ihren Besitz als höchstes Glück erstrebe. Nun ist die Stunde gekommen, und ich wage es, Ihnen meine Liebe zu gestehen und um Ihre Hand zu bitten. Ich . . .“

O, Mr. Raben!“ rief Viola, ihn unterbrechend, „ich bin so glücklich, daß . . . .“

„Nein, theuerste Viola, lassen Sie mich zu Ende reden,“ sagte der Offizier, welcher aus ihrem Antlitz die schönste Antwort las. „Denn ich muß Sie darauf aufmerksam machen, welche große Verschiedenheit zwischen Ihren Lebensgewohnheiten und den meinigen besteht. Sie sind reich, völlig unabhängig, ich bin arm und an den Dienst gebunden. Ich vermag Ihnen kein glänzendes Loos zu bieten. Es kann sein, daß ich auf einem unserer Kriegsschiffe auf Jahre hinaus in Dienst stehen und meine Frau während der Zeit allein lassen muß. Aber wenn das selbst nicht der Fall ist, so werde ich doch immer durch den Dienst in Anspruch

genommen sein und unmöglich könnte ich, so wie Sie es gewohnt sind, falls es mir einmal einfiele, in den Orient oder sonst wohin reisen. Dies also stelle ich Ihnen gleich in Aussicht, nun ich es wage, Ihnen meine Hand anzubieten, und frage Sie: sind Sie Willens, ein solches Loos auf sich zu nehmen? Wollen Sie die Gattin eines deutschen Seeoffiziers werden? Ist Ihre Liebe stark genug, eine solche Entsagung auf sich zu nehmen?"

„Mr. Raben," sagte Viola, indem sie tief erröthend und mit leuchtenden Augen ihm die Hand entgegenstreckte, „Sie machen mich wirklich glücklich, und ich nehme Ihr Anerbieten sehr gern an. Ich will gern Ihre Frau werden, und ich hoffe, wir werden glücklich mit einander werden. Was Sie aber für Bedenken haben, begreife ich nicht. Wenn der Dienst in der Marine so schwer ist, so geben Sie ihn doch auf! Nehmen Sie den Abschied und kommen Sie mit mir nach New-York!"

„Das würde ich nicht thun, theuerste Viola. Verzeihen Sie mir, aber ich gehöre auch meinem Vaterlande, und der Seedienst ist mir theuer."

„Aber Mr. Raben, wenn der Seedienst Ihnen theuer ist, so kaufe ich Ihnen ein Schiff, und wir wollen darauf fahren, so viel es Ihnen Vergnügen macht. Und ich will auch mit Ihnen in Deutschland bleiben, wenn Sie das vorziehen. Man hat mir gesagt, daß Hamburg eine wirklich hübsche Stadt sei, wo viele Leute eigene Yachts besäßen."

„Es ist nicht das, Viola, es ist noch etwas Anderes.

Die deutsche Marine ist noch jung, sie ist der Ausdruck unserer Volkskraft auf dem Meere, sie ist der Stolz der Nation und auch mein Stolz. Ich will als Offizier im Dienste meines Vaterlandes bleiben."

„Das ist sehr schön gesagt und gedacht, Mr. Raben, und ich habe Sie darum nur noch lieber. Nun gut, ich werde Ihre Frau, auch wenn Sie im Dienste bleiben, und sollten Sie auf einem Kriegsschiffe fortreisen müssen und ich dürfte nicht mit auf dem Schiffe sein, so werde ich in einer Yacht hinterherfahren."

Es lag ein so reizender Ausdruck von Liebe mit Schelmerei gemischt, bei diesen Worten auf Violas Gesicht, daß Kapitänlieutenant von Raben sich nicht mehr zurückhalten konnte, sondern in dem seligen Bewußtsein, daß diese schöne und liebe Gestalt nun die seinige werden sollte, sie mit beiden Armen umfing und seinen Mund auf den ihrigen preßte. Es war nun vorläufig nicht mehr die Rede von klug abwägenden Erörterungen, sondern beide überließen sich für eine glückliche Stunde dem Austausch herzlicher Gedanken, Liebesversicherungen und Erinnerungen an die Zeit, wo sie an einander zwar gedacht hatten aber durch Länder und Meere geschieden gewesen waren.

Dann aber störte der zunehmende Tumult auf der Straße sie aus ihrer Idylle auf, Viola lief ans Fenster und sagte: „Es werden mehr und mehr Leute auf der Straße, sie drängen sich wie toll, und die Constabels können kaum noch Ruhe halten. Ich bin sicher, die Königin wird bald kommen. Sehen Sie, lieber Freund, die vielen Köpfe. Wie ein Meer wogt es! O die

vielen Hüte! Ich werde gehen und es Mrs. Parker sagen."

Sie entfernte sich und kam nach Kurzem mit Herrn und Frau Parker zurück, welche die anstoßenden Zimmer bewohnten. Offenbar hatte sie Beiden Mittheilung von ihrem Verhältniß zu dem Seeoffizier gemacht, denn Helene kam mit bewegter Miene auf ihren früheren Geliebten zu und drückte ihm stumm die Hände, während Herr Parker seinen Glückwunsch in vernehmlichen Worten aussprach.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment lieber Herr," sagte er. „Sie haben einen guten Ablauf genommen. Da sind wenige, vielleicht gar keine junge Damen in den Vereinigten Staaten, die den Vergleich mit Miß Viola Thorbecker aushalten könnten, und in New-York wird man verrückt vor Neid sein. — Ich werde sogleich an den New-York Herald kabeln," fügte er hinzu, indem er sein Notizbuch hervorzog und eine Depesche aufzusetzen anfing. „Kapitän in der imperial german navy und naval attaché of the german embassy, das wird einen starken Eindruck in New-York machen. Wir haben viel Sympathien für Deutschland."

Inzwischen kam der Jubiläumszug heran und nahm das Interesse der beiden Paare in Anspruch. Wiederum machte der Offizier die Beobachtung, daß die indischen Fürsten zurückgesetzt wurden, indem ihre glänzenden prunkvollen Erscheinungen auf den zweiten Platz verwiesen worden waren und nicht in der Abtheilung der Fürsten ersten Ranges vorbeizogen. Doch war das Interessanteste für ihn der Anblick des Kron-

prinzen, und sein Herz schlug stolz, als er den allgemeinen Jubel des Volkes beim Anblick dieses Fürsten wahrnahm und es ihm so recht zum Bewußtsein kam, daß keiner sich an gewinnender Schönheit mit dem Erben des deutschen Kaiserthrones messen konnte. Kronprinz Friedrich Wilhelm ritt in Helm und Harnisch, den Marschallstab in der Hand, und glich einem Helden, wie nur romantische Einbildungskraft sich ihn hoch und herrlich ausmalen kann. Von seiner Krankheit, die so manchem Patrioten das Herz schwer machte, wahr heute nichts in seinem Aussehen zu bemerken.

Nachdem der Zug vorüber war, ließ Viola ein elegantes Luncheon serviren, und Mr. Parker ließ es sich nicht nehmen, einen speech zu halten, den er mit einer Gesundheit auf das Brautpaar schloß.

„Wo soll die Hochzeit sein?" fragte er dann. „Ich vermuthe, in New-York, und Bischof Wilkinson ist der fashionabelste Mann dazu."

„Bischof Wilkinson? Ein katholischer Bischof?" fragte der Kapitänlieutenant überrascht.

„Ja, sicherlich!" rief Viola. „Sind Sie nicht katholisch, Mr. Raben?"

„Ich katholisch? Keine Spur! Ich bin evangelisch."

„O dear me!" rief Viola.

„Sind Sie katholisch, Viola?" fragte der Offizier nach einer bänglichen Pause.

„Ganz gewiß. Mein Vater war Katholik, meine Mutter, eine Irrländerin, natürlich auch.

„Das ist schwierig," sagte Mr. Parker. „Aber Sie werden sich nichts daraus machen, katholisch zu

werden, Kapitän. Mrs. Parker und ich sind evangelisch, aber ich denke, katholisch ist noch fashionabler, oder ist es nicht so in Deutschland?"

„Ich werde nicht katholisch werden," erklärte der Offizier mit bestimmtem Tone.

„Dann muß Miß Thorbecker evangelisch werden," sagte Mr. Parker.

Viola überlegte. „Das ist eine ernste Sache, die sich nicht so schnell entscheiden läßt," sprach sie langsam. „Ich denke, ich werde nicht selbstständig meine Ansicht darüber festsetzen. Ich weiß nicht, welches die beste Religion ist, um in den Himmel zu kommen, aber ich werde einen Sachverständigen fragen."

„Liebe Miß Thorbecker," bemerkte Mr. Parker „wer soll da Sachverständiger sein? Das ist keine leichte Sache, und die Autoritäten gehen auseinander. Ich selbst bin in Zweifel gewesen, denn in meiner Familie sind sieben verschiedene Sekten. Ich folge meinem Vater, aber eigentlich für mich selbst habe ich gar keine andere Religion als den Spiritismus. — Sie wundern sich, aber hören Sie meine Gründe: Ich hatte einen Freund, der Broker in Wall Street war. Als Vanderbilt seinen zweiten großen Zug in Eisenbahnen machte, hielt mein Freund sich nach der falschen Seite hin, verlor sein Vermögen und hängte sich auf. Als darauf Vanderbilt zum dritten Male auf den Kriegspfad ging, war ich in Zweifel, was zu thun. Ich ging eines Abends zu Bett mit der Absicht, gegen Vanderbilt zu halten. Da erschien mir in der Nacht mein Freund, leibhaftig, wie ich ihn zu Lebzeiten gesehen,

nur durchsichtig, wie aus silbernem Nebel gesponnen, und sagte mir: Jim, alter Junge, niemals halte gegen Cornelius Vanderbilt. Damit verschwand er. Ich kaufte andern Mittags Stocks nach dem Rathe meines Freundes und gewann eine halbe Million. Seit der Zeit bin ich Spiritist."

„Aber das ist ja schrecklich, Mr. Parker," sagte Helene. „Ich hoffe, der Freund wird mir nicht auch einmal im Nebel erscheinen. Ich würde mich zu Tode fürchten." „O, es hat nichts zu sagen, liebe Helene. Er kam nur wegen der Stocks. Aber ich meine nur, Miß Thorbecker, wenn Sie einen katholischen Priester fragen, wird er Ihnen sagen, die katholische Religion sei die sicherste, um in den Himmel zu kommen, und der evangelische wird von seiner Religion dasselbe behaupten. Auch in meiner Familie sind alle sieben Sekten von der besten Zuversicht für ihr Eigenes."

„Das ist sehr schlimm," sagte Viola. „Was soll ich thun?"

„Ich werde auf keinen Fall katholisch werden," erklärte der Offizier von Neuem, „und ich muß es Ihrer Liebe überlassen, Miß Viola, ob dieselbe stark genug ist, Sie zu mir herüberzuziehen."

„Könnten Sie nicht eine Ehe allein vor dem Standesamte schließen?" fragte Helene. „Das wäre ein Ausweg."

„Das würde für einen deutschen Offizier aus verschiedenen Gründen nicht passen," versetzte der Kapitänlieutenant beklommenen Herzens.

„Ich habe eine Idee," sagte Mr. Parker. „Wenn

Sie einen Sachverständigen fragen wollen, Miß Thorbecker, so fragen Sie einen Puseyiten. Hier in England sind Puseyiten sehr fashionable. Sie stehen in der Mitte zwischen beiden Religionen, sie sind nicht katholisch und sind auch nicht evangelisch, sondern von jedem etwas, wie man mir gesagt hat."

„Gut," entgegnete Viola, „und ich bitte Sie, Mr. Parker, da Sie sich auf diese Sachen zu verstehen scheinen, haben Sie selbst die Freundlichkeit, in meinem Interesse zu fragen."

Mr. Parker fühlte sich geschmeichelt und versprach es, erschien aber am folgenden Tage mit niedergeschlagener Miene.

„Das wird es nicht thun," sprach er. „Ich habe Bischof Morris besucht, aber ich bin froh, daß er mich nicht zu Boden geschlagen hat. Ich dachte, er würde so thun, als ich ihm vorstellte, daß Puseyiten von beiden Religionen einen Theil hätten. Ich bat ihn um Entschuldigung, und dann sagte er, Puseyismus sei der einzige direkte Weg zum Himmel und er könne der jungen Dame keinen besseren Rath geben als den, ihre Seele ihm selber, Bischof Morris, anzuvertrauen."

Der Seeoffizier sah, daß seine Braut den Kopf neigte, und daß in diesen schönen Augen, die sonst so heiter blickten, Thränen glänzten. Er sah, daß ihr die Sache ihrer Religion mehr zu Herzen ging, als er erwartet hatte. Aber unmöglich konnte er, wohlbekannt mit der königlichen Kabinetsordre über gemischte Ehen bei Offizieren, solche Zusicherungen geben, wie sie nothwendig werden würden, wenn er seinerseits nachgab.

Da kam ihm ein neuer Gedanke. „Liebe Viola," sagte er, „wie wäre es denn, wenn Sie altkatholisch würden?"

„Was ist altkatholisch?" fragte sie, indem sie, von neuer Hoffnung belebt, den Kopf erhob.

Der Offizier befand sich in Verlegenheit. Er hatte den Vorschlag in völliger Naivität gethan, denn er wußte so gut wie nichts von der neuesten Kirchengeschichte und Dogmatik."

„Es ist eine in Deutschland bestehende Art von Katholicismus," sagte er, „und jedenfalls ist es Katholicismus. Das Nähere vermag ich augenblicklich nicht anzugeben, doch das werden wir leicht erfahren können."

„Nun, wenn ich nur bei meiner Religion bleiben kann!" sagte Viola tief aufathmend und drückte dem Offizier dankbar und glücklich die Hand.

„Inzwischen," warf Mr. Parker ein, „schlage ich vor, wir schiffen uns wieder auf meiner Yacht ein und setzen die Reise fort. Denn hier ist die Saison vorbei, und wir hatten doch die Absicht, Mr. Schliemann zu besuchen und die Ruinen von Troja zu sehen. Ich rechne vier Wochen für die Fahrt, und dann werden wir nach London zurückkommen, und es wird Hochzeit sein."

„Vorausgesetzt, daß mein Heirathskonsens so bald schon eintrifft," sagte der Kapitänlieutenant. Er hätte gern die Reise mitgemacht, aber er durfte garnicht daran denken Urlaub zu verlangen und dann noch einmal Urlaub zur Hochzeitsreise zu nehmen. Der

Dienst ging ihm vor. So mußte er sich denn entschließen, seine Braut für eine Zeit, die ihm unendlich vorkam, wieder mit Parkers auf die Reise gehen zu lassen.

Unendlich lang kam ihm die Zeit vor, obwohl er in gewisser Hinsicht bei der Abreise der Amerikaner eine Erleichterung verspürte. Denn es war ihm peinlich gewesen, in einer Gesellschaft zu verkehren, die so sehr viel reicher war als er. Jeden Tag während der beiden Wochen, welche er mit Viola und Parkers verlebt hatte, waren es Ausgaben für ihn gewesen, die ihm, der von seiner Gage lebte, enorm erschienen. Mr. Parker verkehrt eifrig mit Amerikanern in London und mit Engländern aus der großen Welt und beanspruchte für sein Daheim eine Oeffentlichkeit, welche zum mindesten London und New-York umfaßte. Es gab Diners und Soupers, über deren Toaste und Speeches nach New-York gekabelt wurde. Ueber die Toiletten, welche seine Frau und Miß Thorbecker auf diesen Festen trugen, mußten Berichte in englischen und amerikanischen Zeitungen stehen. Zu diesem Zwecke hatte Mr. Parker zwei Londoner Journalisten als Freunde und ständige Gäste erworben. Auch im sonstigen täglichen Leben spielten die Pfunde für diese Leute eine kleinere Rolle, als die Schillinge für den Seeoffizier zu spielen pflegten. Deshalb hatte der Verkehr mit ihnen etwas Beängstigendes für den Kapitänlieutenant.

Indessen, er hatte ja nun die sichere Aussicht, selbst der Gatte einer Millionärin zu werden, hoffte, daß

er sich an das Wühlen im Golde gewöhnen werde, und verkaufte durch seinen Bankier in Berlin seine preußischen Konsols, welche sein ganzes ererbtes Vermögen, etwa zwanzigtausend Mark, werth waren. Er wollte, wie er zu sich selbst sprach, unter vollem Dampf gehen und für das baare Geld, das er bekam, ein paar hübsche Kleinigkeiten zum Brautgeschenk für Viola kaufen.

Von den Reisenden bekam er ziemlich regelmäßig Nachricht. Zuerst kamen die parfümierten Billets mit Violas fester schlanker Aufschrift aus Athen, dann aus Smyrna und dann aus Neapel. Viola schrieb sehr entzückt von den Ruinen der alten Stadt Troja und von Mr. Schliemann. Dann kam ein Brief aus Berlin. Mr. Parker hatte seine Schwiegereltern besuchen wollen und seine Yacht vom Schiffer nach Hamburg führen lassen, während er mit den Damen die Courierzüge von Neapel nach Mailand und von dort nach Berlin benutzt hatte. Von Berlin aus, wo die Reisenden einen wochenlangen Aufenthalt nahmen, erhielt der Kapitänlieutenant dann eine längst von ihm ersehnte Nachricht. Helene schrieb ihm, daß Viola den Tag der Hochzeit festgesetzt habe und dieselbe in Berlin zu feiern wünsche, und ferner, das sein Heirathskonsens für ihn bereit liege und daß er denselben in Berlin selbst in Empfang nehmen könne, da ihm in einigen Tagen die Ordre zugehen werde, nach der Hauptstadt zu kommen. Er werde nämlich zum Admiralitätsstabe kommandirt werden.

So hatte Helenens Vater doch immer noch seine

guten Verbindungen! Der Kapitänlieutenant war sehr erfreut darüber, denn nun konnte er doch wenigstens für die nächste Zeit und wahrscheinlich für einige Jahre seiner jungen Frau eine feste Heimath in einer Weltstadt bieten und das Zusammenleben mit ihr für diese Zeitdauer als gesichert betrachten.

Die in Aussicht gestellte Ordre kam wenige Tage später, und freudigen Herzens fuhr der Offizier über den Kanal und kam in Berlin an.

Die Familie des Geheimraths von Plassen, überglücklich, daß sich alles so gewendet und Helene den reichen Mr. Parker anstatt des armen Offiziers bekommen hatte, nahm den Kapitänlieutenant wie einen eigenen Sohn auf und ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten, und bei Violas Unbekanntschaft mit der Berliner Sitte alle festlichen Vorbereitungen zu treffen. Parkers blieben zur Hochzeit da, doch war Mr. Parker nicht zufrieden mit den Arrangements und meinte, wenn die Hochzeit in London gefeiert worden wäre, würde doch der Prinz von Wales als Gast zugegen gewesen sein. Es wollte ihm nicht einleuchten, daß gar keine Anstalten getroffen wurden, Mitglieder der Kaiserlichen Familie oder doch wenigstens einen Minister zuzuziehen.

Er machte dem jungen Paare ein prachtvolles Geschenk, bestehend aus einem riesigen Kasten mit Silberzeug und einem für vierundzwanzig Personen berechneten Service aus dem feinsten Porzellan der Berliner königlichen Porzellanfabrik.

Die Hochzeit hatte den Charakter des Familienfestes.

Einige Kameraden des Kapitänlieutenants waren dessen Brautführer, und für Viola hatte sich unter Helenens Schwestern und Freundinnen leicht eine Schaar von Brautjungfern gefunden, die reizend anzuschauen waren. Am reizendsten aber sah Viola selbst mit ihrem glücklichen Gesicht aus, und ihre Freude ließ ein seliges Licht in des Seeoffiziers Gemüth fallen.

Eine Hochzeitsreise machte das junge Paar nicht. Das Reisen war für sie nichts Besonderes, sie betrachteten im Gegentheil das ruhige Verweilen an einem Orte als die angenehmste Abwechselung. Sie hatten sich eine hübsche Etage in einem der Häuser der Bellealliancestraße ausgesucht und dorthin trugen sie ihr friedliches wonniges Beisammensein.

Erst nach mehreren Wochen, zu Beginn des Herbstes, als bereits die gewöhnlichen Sommerfrischler nach Berlin zurückkehrten, sprach Viola den Wunsch aus, ihren Vetter Xaver zu besuchen und die Heimath ihres Vaters zu sehen. Der Kapitänlieutenant nahm Urlaub, und sie fuhren nach München ab und von dort hinaus und hinauf zum Hochgebirge.

„Hier habe ich gewohnt," sagte der Offizier, als er den Wagen vor dem Gasthaus zur Lies halten ließ. „Es ist einfach, erschrecken Sie nicht, Theuerste. Aber gute frische Forellen und guten Wein bekommen wir — freilich Wein trinken Sie ja nicht."

Viola sah sich mit entzückten Blicken in der Gegend um. Ihr war zu Muthe, als athme sie eine altbekannte Luft. Ihre Augen weilten auf den Bergen. „Nur einmal möcht' i büchseln gehen. Es muß doch

wirklich herrlich sein, so ganz heimlich mit dem Gewehr durch den Wald zu streichen.“

Er schüttelte nur lächelnd den Kopf. Und nachdem sie ihre Zimmer ausgesucht hatten, machten sie sich gleich auf den Weg, um den Xaver aufzusuchen.

Der Offizier führte seine junge Frau. Er hatte sich vom Wirthe erzählen lassen, daß der Xaver auf dem Hofe des Fuchsbauern sitze, und der Wirth hatte, indem er den Namen des Thorbeckerbauern ausgesprochen, in Respekt die Mütze gelüftet.

Sie schritten den Hügel hinan, einen Weg, der hinter dem Hofe des Gschwendtnerbauern hinauf führte, und sahen schon von weitem in dem Garten vor dem ehemals vom Fuchsbauern bewohnten Hause ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Arme an der Gitterthür stehen. Jetzt hob das Weib die Hand über die Augen, weil die Abendsonne ihr entgegen schien, gleich darauf aber warf sie die Hand in die Höhe und stieß einen hellen, freudigen Jauchzer aus.

„Das ist die Toni,“ sagte der Offizier.

Viola lief voraus, schloß das junge Weib mitsammt dem Kinde in ihre Arme und gab beiden nacheinander einen herzlichen Kuß.

„Is dös a Bua?“ fragte sie.

„Natürlich is dös a Bua,“ antwortete die Toni stolz, und dann rief sie, indem sich umdrehte, unter erneutem Jauchzen den Xaver herbei.

Er kam heran, als Bauer gekleidet, und lachte mit dem ganzen Gesicht, als er seine Base erkannte und den alten Vorgesetzten und Freund.

„Jetzt is halt doch All's so kommen, wie 's hat sein sollen. So stimmt's z'samm. Saxendi, is dös Basl aber schön! Gelt Toni, daß i die nit g'nommen hab wegen Deiner, dös zeigt Dir mein' Lieb' und Treu'."

„Nun seh' einer den Xaver Thorbecker!" rief der Offizier lachend. „Wie der es versteht, nach beiden Seiten Komplimente zu machen! Aber was bedeutet denn das alter Freund, Sie arbeiten noch wie ehedem als Holzknecht."

„Wenn auch nit gerad als Holzknecht, aber doch als Bauer, der selbst mit angreift," entgegnete Xaver, seine starken Arme dehnend, so daß die Muskeln den Hemdsärmel mit aufschwellen ließen. „Der Herr Kapitänlieutenant sind ja auch im Dienst blieben."

„Ja mit mir ist das etwas Anderes. Ich muß verdienen, damit meine Frau doch die Kosten des Haushaltes nicht allein bestreitet. Aber Sie sind ein reicher Mann und könnten von den Zinsen leben und vierspännig fahren."

„Dös that kein gut. Sein Arbeit muß a Mann haben, sonst wird er faul und verdrießlich und erstickt z'letzt in sein eig'nen Fett."

„Immer noch der Philosoph!" sagte der Kapitänlieutenant. „Ich glaube, Sie haben Recht, Thorbecker. Aber nun zeigen Sie uns Ihr Haus und Ihren Hof. Mir scheint, bei Ihnen sieht es so sauber aus, wie auf Seiner Majestät Hinterdeck."

Xaver und Toni führten ihre Gäste herum, und in der That war es Freude, die blanken Rinder und

Pferde, das wohlgepflegte Anwesen und die zufriedenen Gesichter der Knechte und Mägde zu sehen. Heimlich hatte Toni inzwischen zu ihren Eltern geschickt, und als die vornehmen Gäste in das Wohnzimmer geführt wurden, um dort mit Wein und Kuchen bewirthet zu werden, stampfte der Gschwendtnerbauer auch heran, und hinter ihm kamen die Anna Marie und der Michel.

Der alte Bauer hatte ein ganz anderes Gesicht als früher. Er gehörte zu den in der Jugend häßlichen Menschen, die im Alter schöner zu werden scheinen, weil sie gewissermaßen in ihr Gesicht hineinwachsen. Zwar war er immer noch nicht eigentlich schön, aber das Gefühl, Gutes gethan zu haben und der Anblick glücklicher Gesichter um ihn her spiegelte sich aus seinen Augen. Er bewillkommte den Besuch in herzlicher Weise, und als er dann mit im Kreise um den Tisch saß, auf das Wohl der schönen amerikanischen Base getrunken und deren Anzug und Schmuck betrachtet hatte, gab er seiner Frau, die neben ihm saß, einen Rippenstoß.

„Gelt, Anna Marie," flüsterte er ihr zu, „die tausend Gulden, die mir der Franzel damals abg'nommen hat, sind doch schön mit Zinseszinsen wieder h'reingekommen. Und i sag doch immer: Die größten Lumpen haben d's größte Glück."

„Gschwendtner," entgegnete die Anna Marie, „recht hast schon, aber nit ganz. Wenn der Franzl nit an g'scheidten Kopf g'habt hätt, wär er dös nit g'worden

und sein Tochter könnt nit dasitzen wie a Prinzessin."

Inzwischen erklärte Viola von neuem, es würde ihr großes Vergnügen machen, einmal wildern zu gehen. „Ich werde mir von Gerson ein Jagdkostüm telegraphisch bestellen, in der Art, wie die Damen es in Schottland tragen," sagte sie. „Hohe schwarze Gamaschen und einen gewürfelten kurzen Rock. Eine Büchse werde ich ja wohl hier am Orte finden. Sie werden mit mir gehen, Raben, und meinen Vetter Xaver nehmen wir auch mit. Der kennt die Wege. O, eine Gemse in der Nacht!"

Der Offizier mußte lächeln, indem er bemerkte, wie im Heimathlande das väterliche Blut in der Tochter sich zu rühren anfing. Und da sie endlich gesprochen hatte, übersetzte er ihren Wunsch und theilte ihn mit. Aber der Xaver nahm die Sache garnicht scherzhaft auf.

„Base Viola," sagte er, „Du bist ganz narrisch. Möchtest leicht den Jägern in die Händ fallen und auf a längere Zeit eingesperrt werden, als Dir lieb wäre. 's Wildern ist kein Spaß nit, 's is gegen 's Gesetz, und mit dem Gesetz Spaß treiben, schickt sich nit für an anständigen Menschen und noch viel weniger für a so noble Frau."

Viola hatte erst im Sinne, diese Auffassung übel zu nehmen, aber zu rechter Zeit fiel ihr noch die Explosion des Kessels auf der Franziska ein, und sie bezähmte ihren Uebermuth. Sie begnügte sich damit, an den nächsten Tagen ohne Gewehr umherzustreifen,

und sie setzte die Führer in Erstaunen durch die Kühnheit und Ausdauer, womit sie bis zu schwierigen Gipfeln vordrang, und in Entzücken durch die Freigebigkeit, mit der sie Goldstücke austheilte.

„Das ist die Tochter des Thorbecker Franzl, „erzählten sich alle Dorfbewohner untereinander und schüttelten die Köpfe. Denn die Erzählung von dem verwegenen Wildschützen gingen noch im Dorfe und in der ganzen Gegend um, und die älteren Leute hatten ihn persönlich gekannt.

Nachdem aber Viola sich überzeugt hatte, daß es den Verwandten allen gut ging und nachdem sie sich genügend müde gelaufen hatte im Hochgebirge, kehrte sie gern wieder nach Berlin zurück. Sie wollte für die Wintersaison ihre Vorbereitungen treffen, denn sie hatte die Absicht, ein glänzendes Haus zu machen.

Es kostete den Kapitänlieutenant einige Mühe, ihr seine Ansichten über diesen Standpunkt klar zu machen.

„Theuerste Viola, sagte er, „ich habe nichts gegen einen hübschen, selbst einen eleganten Salon, und durch meine Kameraden, durch die Familie des Geheimraths von Plassen und einige andere mir bekannte Familien werden wir sehr anständigen und angenehmen Umgang haben. Aber ich reflectire nicht auf Kabeldepeschen über berühmte Leute, die bei uns dinirt haben, und möchte die amerikanische Fashion vermeiden. Sie werden mir das zu Liebe thun, theuerste Viola, und sich dem einfachern und strengern Zuschnitt deutscher Offiziersverhältnisse anbequemen. Wir Offiziere, zur

See und zu Lande, sollen nicht Vorbilder einer luxuriösen Lebensweise, sondern Vorbilder einer strengen Diensterfüllung sein. Das ist unsere Aufgabe im Frieden und unsere Vorbereitung für die Anforderung des Krieges. Deshalb möchte ich Sie auch bitten, meine Kameraden nicht gar zu üppig zu bewirthen. Weine, welche die Flasche zwanzig Mark kosten, kommen Ihnen billig vor, liebste Viola, aber für meine Kameraden bilden derartige Dinge eine Verlegenheit, weil sie solche Bewirthung nicht erwidern können."

Viola seufzte und schlug die Augen zum Himmel auf, dann aber fiel sie ihrem Manne um den Hals und sagte: „Sie haben Recht."

Denn sie liebte ihn aufrichtig, und sein Beifall galt ihr mehr als die Bewunderung der Gesellschaft und die Artikel im New-York Herald. Auch gewann sie bei ihrem lebhaften Geiste und ihrem Interesse für die See immer mehr Antheil an der deutschen Marine und studirte mit Hilfe ihres Mannes Maschinenwesen, Torpedoconstruction und Theorien über Panzerbauten.

Mit der größten Freude ging sie im Juli 1888 auf den Vorschlag ihres Gatten ein, ihn nach Kiel zu begleiten und die deutsche Flotte zu sehen, die zur Abreise des Kaisers nach Petersburg dort zusammengezogen wurde. Der Kapitänlieutenant von Raben sollte dienstlich auf der kaiserlichen Yacht die Fahrt mitmachen.

Am 12. Juli traf das Paar in Kiel ein, und zunächst hatte Viola Gelegenheit, die „Hohenzollern"

genau zu besehen, mit welcher der Kaiser fahren wollte. Mit höchstem Interesse betrachtete sie Alles ganz genau und fragte nach allen Einzelheiten. Das prächtige Schiff imponirte ihr. 81 Meter Länge und 10 Meter Breite hatte die Yacht und führte eine Maschine von 3000 Pferdekräften, welche ihr eine Schnelligkeit von 16 Knoten verlieh.

„O, wenn doch Mr. Parker hier wäre!" sagte Viola, als sie das Verdeck betrat. Hier war fast alles Eisen durch goldglänzendes Messing ersetzt, vergoldete Kronen blinkten von den beiden Mastspitzen, und mächtig vergoldete Kaiserkronen in Lorbeerzweigen prangten auf den Radkasten. Die Gallionsfigur war ein fliegender Adler und am Heck erschien das Hohenzollernwappen. Vor Allem interessirten sie dann die beiden prachtvollen 12 Centimeter-Geschütze, welche Krupp für die Yacht geschenkt hatte.

„O, wenn Mr. Parker das sähe!" rief sie, „ich bin gewiß, er würde auf die Atalanta Geschütze stellen!"

Auf dem Oberdeck erhob sich ein Pavillon, der einen Salon, ein Rauchzimmer und ein Spielzimmer umfaßte, mit Nußbaumholz getäfelt, mit Seidenmöbeln ausgestattet und mit Seebildern geziert. Hinter dem Pavillon stieg man auf einer Treppe in das Zwischendeck hinab, und dort führten fünf Thüren vom Vorplatz aus in die prächtigen kaiserlichen Gemächer. Der Speisesaal acht Fuß hoch, bot Raum für vierundzwanzig Gedecke. Sehr geschmackvoll in Nußbaum und mit gelbem Ahorn getäfelt, zeigten sich die Empfangszimmer, und Schlaf-

zimmer, Badezimmer, Alles war in fürstlicher Pracht und mit gediegenstem Geschmack eingerichtet.

„Ein wirklich schönes Schiff," sagte Viola bewundernd, als sie dasselbe mit ihrem Gatten wieder verlassen hatte und dann vom Boot aus die feinen und gefälligen Linien, die schlanken, nach hinten geneigten Pfahlmasten mit Gaffeltakelung, das ganze meisterhaft ausgeführte Gebäude in's Auge faßte.

Ganz Feuer und Flamme, war Viola am 14. Juli als der Kaiser erschien und die Flotte zur Revue Stellung nahm. Viola hatte sich von ihrem Gatten, welcher dienstlich beschäftigt war, getrennt und ein sechsrudriges Boot gemiethet, in welchem sie das Sternenbanner Amerika's aufpflanzte. Mit diesem fuhr sie in den Hafen hinaus, um Alles recht genau sehen zu können.

Es war ein großartiges Schauspiel. Vierzig deutsche Kriegsschiffe ließen im Kieler Hafen ihre Flaggen im Winde flattern. Von diesen waren zehn zur kaiserlichen Eskorde bestimmt, nämlich die vier Panzerschiffe „Baden", „Bayern", „Kaiser" und „Friedrich der Große", die vier Kreuzerfregatten „Stein", „Gneisenau", „Moltke", und „Prinz Adalbert", und die beiden Avisos „Blitz" und „Ziethen". Diese Schiffe lagen unter Dampf an den Bojen und führten in den Toppen die Kriegsflaggen, während die dreißig zurückbleibenden Kriegsschiffe über die Toppen gepflaggt hatten und ganz in buntem Schmuck prangten, alle Mannschaften auf den Raaen aufmarschiert.

Als der Kaiser nun das zwölfrudrige Boot der

„Hohenzollern", betrat, das ihn zu der weit draußen liegenden Yacht tragen sollte, und an des Bootes Bug die goldig glänzende kaiserliche Standarte sich entfaltete, da war es, als entfessele der Meeresgott seine Donner. Aus den Schlünden der ehernen Riesengeschütze aller Schiffe brach das Feuer hervor und begrüßte den Herrscher mit einem Himmel und Erde erschütternden Getöse. Und das Jubelgeschrei einer unzähligen Menge am Ufer, das Hurrahrufen der tausende von Matrosenkehlen mischte sich in den Kanonengruß.

Ein buntes Gedränge von kleinen Dampfern, Booten und sonstigen Fahrzeugen, alle mit Schaulustigen besetzt, erfüllte den Hafen, so daß Violas Boot nicht ohne Mühe durchkam. Sie ließ in der Richtung auf die „Hohenzollern" zu halten, und als um 10½ Uhr der Kaiser die Yacht erreicht hatte und von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, deren Kommandanten, empfangen wurde, schaukelte sich ihr Fahrzeug hundert Schritte davon auf den Wogen.

Nun trat der Kaiser in Admiralsuniform auf die Kommandobrücke und ließ vom Vortop das Signal für das begleitende Geschwader geben, in See zu gehen. Alsbald wurden die Ankerketten von den Bojen gelöst und kamen die Schiffe nach einander heran. Zuerst fuhr das Panzergeschwader unter Befehl des Kontreadmirals von Knorr an der „Hohenzollern" vorüber, dann folgten die Kreuzerfregatten unter Kontreadmiral von Kall, und die Avisos hielten sich neben den Flaggenschiffen. Mächtig rauschte das

Meer auf, als die Kolosse mit starkem Kiele und unwiderstehlicher Wucht durch die Wogen dahinpflügten.

Eine Stunde nachdem der Kaiser die Yacht bestiegen hatte, war das Geschwader vorüber, und die „Hohenzollern“ selbst löste sich von der Boje ab, um zu folgen. Diesen Augenblick benutzte Viola, um an die Yacht nahe heranzufahren. Sie hielt einen prachtvollen Strauß bereit, und als ihr Boot nahe genug war, stand sie auf, riß die amerikanische Flagge empor, schwenkte sie in der Linken und schleuderte mit aller Kraft den Strauß an Bord der Kaiseryacht, während sie zugleich mit heller Stimme laut in deutscher Sprache rief: „Es lebe Kaiser Wilhelm!“

Sie hatte gut geworfen. Die Blumen fielen auf dem Deck nieder, und Kapitänlieutenant von Raben, der winkend neben dem Radkasten stand, hob sie auf und grüßte seine Gattin. Aber sie sah mehr nach dem Kaiser. Es schien ihr so, als habe er sie bemerkt und ihr zugelächelt, aber in diesem Augenblicke hatte ihr Boot alle Mühe, aus einer gefährlichen Lage zu kommen, und die Ruderer drehten es so, daß Viola nicht weiter das Schicksal ihres Straußes verfolgen konnte. Es kamen nämlich in derselben halben Minute, wo die „Hohenzollern“ sich in Bewegung setzte, vierzehn kleine Schiffe schnell wie Möven aus der Bucht von Wiek hervorgeschossen und umkreisten die kaiserliche Yacht.

Es waren dies zwei Divisionen Torpedoboote mit ihren Divisionsbooten. Sie sollten die Yacht bis zur

offenen See hinausbegleiten, wo das Geschwader den Kaiser erwartete.

Vor dem scharfen Bug der schnellen Schiffe schäumte der Gischt, und das flüssige Element spritzte in weitem Bogen auseinander. Dicht neben Violas Boot fuhr ein Torpedoboot vorbei, und das Seewasser flog schäumend herein.

Aber Viola lachte. Noch einmal stand sie auf, schüttelte die Tropfen vom Kleide und rief mit durchdringender Stimme in das Getümmel hinein: „Hoch die deutsche Flotte!“

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Hochgebirge und Ocean

Bd.: 2.

1893